



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften. jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Sonnenwende.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Marie Bernhardt.

(15. Fortsetzung.)

Sie werden vielleicht denken, Herr Pfarver,“ fuhr Schönfeld nach einer Pause fort, „der Verdacht habe sich sofort auf uns gerichtet. Aber das geschah nicht, und es ging auch alles dabei ganz natürlich zu. Die Leiche des alten Hefberg wurde am späten Abend erst von seinem Bedienungsmädchen in seinem Zimmer aufgefunden. Ob hier ein Selbstmord oder ein Raub- anfall vorlag, hatte das Gericht nicht festzustellen vermocht — die Richtung, in welcher die Revolver- kugel vorgefunden wurde, ließ beide Annahmen zu — doch lag größere Wahr- scheinlichkeit zu der letz- ten vor, da Hefberg sich mit der zähen Beharrlich- keit geiziger Greise um so mehr aus Dasein klam- mernte, je älter er wurde, und eine plötzliche Geistes- störung ebenfalls nicht vor- auszusetzen war. Da aber die Papiere des Todten sich in vollkommener Ord- nung befanden, kein Tha- ler an dem in sorgfältig- sten Listen verzeichneten Vermögen fehlte, so mußte es entweder ein Mord, aus Wuth und Rachsucht verübt, sein — was bei dem allgemein verhassten Wucherer leicht möglich war! — oder der Mör- der war, unmittelbar nach vollbrachter That, auf- geschreckt, vielleicht durch ein Geräusch in der Nähe ver- trieben worden und ent- flohen. Das tobende Un- wetter hatte alle Bewohner des Hauses in ihre Woh- nungen gebannt, niemand hatte es gewagt, auch nur

ans Fenster zu treten und hinauszuschauen — von einem Schuß, einer geöffneten und geschlossenen Thür, einem Kommen und Gehen hatte kein Mensch bei dem fast unaufhörlichen Grollen des Donners auch nur einen Laut vernommen, niemand vermochte daher auch nur andeutungsweise anzugeben, um welche Zeit etwa der Mord verübt worden sein konnte.

Uns beide, Karl und mich, hatte man gegen drei Uhr mit Mützen und Stöcken aus dem Hause gehen sehen — gegen vier Uhr waren wir mit nassen Klei- dern, da wir den Rück- weg über den Hof wolken- bruchartig herabstürzte, wieder heimgekehrt; wir erklärten, einen Gang in die Stadt unternommen zu haben, unter einem Thorweg gestücht und endlich, da der Regen nicht nachlassen wollte, rasch nach Hause gelaufen zu sein. Der einzige Hausbewoh- ner, der Hefberg an diesem verhängnißvollen Son- tagnachmittag gesprochen hatte, war der Buchhalter gewesen — er räumte dies ohne weiteres ein, sagte aus, daß er eine geschäftliche Auseander- setzung mit seinem Prin- cipal gehabt habe und daß diese, da ihre Meinungen weit auseinandergingen, nicht friedlich verlaufen sei, so daß Hefberg Dro- hungen ausgestoßen und er, der Buchhalter, um sich nicht von seinem mächtig aufstochenden Horn fort- reißen zu lassen, die Unter- redung gar nicht zu Ende



Schneeflöckchen.

Nach einem Gemälde von W. v. Miller.

geführt habe, sondern eiligst aus dem Zimmer gestürzt sei. Seine Gattin bestätigte, daß ihr Mann bleich und erregt etwa fünfzehn Minuten vor vier Uhr bei ihr eingetreten sei und ihr nur kurz berichtet habe, zwischen ihm und Hefberg sei es zu heftigen Erörterungen gekommen, und er danke nur Gott, daß er sich nicht zu Thätlichkeiten habe hinreißen lassen. —

Diese Aussagen wurden zu Protokoll genommen und der Buchhalter einstweilen in Untersuchungshaft gesetzt, nach kurzer Frist aber wegen mangelnder Beweise wieder freigelassen. Welche Angst mag der unglückliche Mann in seinem Innern wegen jenes Schuldscheins und der Verschreibung ausgestanden haben, von denen er während der Verhöre kein Wort gesagt hatte! Seine Auseinandersetzungen mit Hefberg hätten sich auf dessen gewissenlose Geschäftsführung bezogen, hatte er vor Gericht ausgesagt — und in der That hatte er in Hast einige Namen von Persönlichkeiten genannt, die Hefberg gleich ihm zu Grunde gerichtet hatte, und hierauf gründete der Buchhalter seine Aussage. Ihm mußte es wie ein Wunder erscheinen, daß jene Papiere nicht aus dem im übrigen musterhaft geordneten Nachlaß des Verstorbenen zum Vorschein kamen — aber sie blieben verschwunden, und er hat niemals den wahren Sachverhalt geahnt. Das große Vermögen des Verstorbenen fiel, da ein Testament sich nicht vorfand, an ein paar Seitenverwandte, die sich nicht einmal zur Beerdigung einstellten. Ohne Feierlichkeit und ohne Gefolge wurde Hefberg zu Grabe getragen und kein Auge weinte um ihn, keine theilnehmende Hand legte eine Blume auf seinen Hügel.

Ich blieb noch lange genug in Hamburg, um den Verfall der Familie, die mir wie eine eigene Lieb geworden war, mitanzusehen; in einem anständigen Comptoir, das viele junge Leute beschäftigte, fand ich ein Unterkommen, und auch mein ehemaliger Vorgesetzter, der Buchhalter, bekam nach längerem Suchen eine ziemlich gut bezahlte Stelle. Aber es war nun alles zu spät. Der Gram um ihre beiden heimgegangenen Kinder, der Schreck und die Angst, ihren Gatten in Untersuchungshaft und vor dem Richter zu sehen, — das war zuviel für die ohnedies untergrabenen Kräfte der zarten Frau. Sie erlosch wie ein Licht, plötzlich, ganz plötzlich, und um den bedauernswerthen Mann ward es tiefe Nacht — er fiel in eine schwere Gehirnentzündung, wurde bewußtlos nach einem Hospital gebracht und starb dort nach vier oder fünf Tagen, ohne seine Besinnung auch nur für eine Stunde wiedererlangt zu haben. Die beiden jüngeren Kinder wurden mit dem kümmerlichen Rest Geld, der sich in der Hinterlassenschaft vorfand, in billige Pflege zu einfachen Leuten gegeben. Wenn ich mich recht erinnere, ist der Knabe im Alter von zwölf bis dreizehn Jahren gestorben, das Mädchen später als Frau eines Missionärs nach Afrika gegangen, — man hat nie wieder etwas von ihr gehört. Mein Freund aber, Karl — mein einziger Jugendfreund — „Schönfeld bedeckte seine Augen mit der Hand und senkte tief auf, „er war wie verwandelt seit jenem Unglückstage, das schöne Jugendfeuer in ihm erloschen, die ungestüme, hinreißende Leidenschaft dahin! Aelter, ernster, gereifter um zehn Jahre, ohne Lächeln, ohne Freude, ohne Hoffnung — und, was für mich das Schlimmste war, mir innerlich entfremdet von der Stunde an, die mich zum Mitwisser seines Geheimnisses machte! Sonst kettet dies die Menschen fester aneinander, verbindet sie fürs ganze Leben — hier trat das Gegentheil ein! Er wußte bestimmt, ich würde ihn nie verrathen, er vertraute mir vollkommen, und das eine „Mein“, das ich damals gesprochen hatte, wog in seinen wie in meinen eigenen Augen so schwer wie der feierlichste Eid. Aber mein Aublich quälte ihn, rief ihm unausgesetzt den Augenblick zurück, da wir beide uns über die Leiche beugten und der betäubende Donner Schlag über unsern Häuptern losbrach; er bemühte sich, mich sein Empfinden nicht merken zu lassen, mir gegenüber ganz der Alte zu sein — aber es half ihm alles nichts, ich kannte ihn zu gut. Ein einziges Ziel nur hatte er sich gesetzt, ein Ideal schwebte ihm vor: ein berühmter Künstler zu werden! Als ihm Mutter und Vater gestorben war und er seine Geschwister, so gut es eben anging, versorgt wußte, kam er, um Abschied von mir zu nehmen, da er nach München ging — mit seinem vornehmen, blassen Gesicht und den düster flammenden Augen seinem Vater ähnlicher denn je. Der Abschied von mir schmerzte ihn nicht, ich merkte es ihm an, ihn trieb es fort, fort wie mit Sturmesgewalt, er konnte Hamburg nicht rasch genug

hinter sich lassen. Ich aber — ich habe nie wieder in meinem Leben einen Freund geliebt, — wie ich ihn geliebt hatte.

Ich bin dann noch eine Zeitlang in Hamburg geblieben, bin immer mehr in die Umtriebe der Anarchisten verstrickt worden — das Leben warf mich herum, hierhin, dorthin, — gefeiert, verwöhnt von meinen Anhängern . . . gehetzt, verfolgt von dem, was man bestehendes Recht und Gesetz nennt, — ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, nur mit den „Parteigenossen“ verkehrend, nur der Partei lebend. Ich bin dann gesunken, von Stufe zu Stufe . . .

Er aber, den ich nie vergaß, den ich im Auge zu behalten wünschte, wo ich auch war, was ich auch trieb, wenn er selbst auch nichts mehr von mir wissen, nie mehr an mich denken sollte — er hat es mir nicht schwer gemacht, seine Laufbahn zu verfolgen. Er ist getiegt, überraschend schnell, hoch und stetig, sein Name glänzt, wie er es gewollt hatte, als einer der ersten Sterne am Himmel der Kunst, und wie er sich auch zurückzieht und vor der Welt flieht, — sie läßt ihn nicht los, bemächtigt sich seiner und trägt ihm ihre Bewunderung, ihren goldenen Lohn und ihren Lorbeer nach. Wenn er selbst auch schweigt . . . seine Werke reden für ihn, und eine mächtige Sprache ist es, die sie führen! Ich habe oft und viel über ihn gelesen — man nennt ihn unzugänglich, menschenscheu und düster, und seine Bilder athmen die tiefste Schwermuth. Wenn ein so unheilbares Gift in den Becher der Jugendlust gemischt wurde — wie soll der in seiner Kunst von Lebensfreunden erzählen können? —

Wir sind nie in ein und derselben Stadt gewesen — er war viel auf Reisen und fast nie in Europa — bis — bis — auf diese letzte Zeit! Man hat ihn hierher nach F. berufen und zum Professor an der Akademie gemacht, und er ahnt es nicht, daß ich ihn so nahe bin — und doch so unerreichbar weit! Er soll es auch nicht ahnen — mit keinem Wort möchte ich seinen Weg kreuzen — ich wollte, er hätte mich vergessen! Ich habe seiner gedacht zu tausend Malen, vielleicht, weil sein Name unaussprechlich verbunden ist mit einer der wenigen wahrhaft guten Thaten meines Lebens! Denn eine gute That ist es gewesen, daß ich damals schwieg, und ich freue mich ihrer!

Vor einiger Zeit hat mir der Herr Direktor, durch Ihre Güte, Herr Farrer, dazu veranlaßt, Zeitungen zu lesen geschickt, — nicht den politischen Theil, nur die Feuilletons und die allgemeinen Nachrichten und wissenschaftlichen Besprechungen. Darin fand ich denn auch eine ausführliche Besprechung der letzten Gemäldeausstellung, und ein Bild war's vor allem, das die Kritik zu einem wahren Sturm von Entzücken und Begeisterung hinarief: „Der Engel des Herrn! Von ihm! Er hat meist landschaftliche Motive gemalt, zuweilen auch Bildnisse, die meisterhaft sein sollen — jetzt wagt er sich auch an diese mystisch religiösen Darstellungen, und sie glücken ihm. Was glückte ihm nicht in seiner Kunst? Er ist ein großes Genie, ich hab' es immer gewußt. Ich hätte gern dieses Bild gesehen „Der Engel des Herrn! — Von mir wird er nichts wissen — wie viele Künstler lesen die Gerichtsverhandlungen? Zudem habe ich verschiedene Namen geführt — wer sagt ihm, welches der rechte sei? Was haben sie miteinander zu schaffen — der zum Tode verurtheilte Verbrecher und der weltberühmte Maler, Professor Delmont? Da! Nun habe ich Ihnen dennoch den Namen genannt — Sie haben ihn ohnehin bei Nennung des Bildes errathen — auch thut es nichts! In drei Tagen habe ich zu sterben — es ist Sonnenwende!“

Es blieb eine Weile still auf Nummer achtundfünfzig. Der zum Tode Verurtheilte starrte mit einem ganz eigenen Ausdruck zu dem vergitterten Fenster empor, durch dessen Eisenstäbe ein Stückchen des rosig überhauchten Abendhimmels herein sah. Die Sonne war hinunter, aber die Goldglorie, die sie hinter sich gelassen hatte, schwebte noch über der blassen Himmelsbläue. Und der bleiche, schlaffe Mann sah hinauf — hinauf und dachte, daß er nur dreimal noch den Sonnenball an seinem Fenster würde vorüberwandern sehen — und dann sollte es für immer zu Ende sein, das Leben, das ihm so wenige Rosen und so viele scharfe Dornen gebracht hatte! Seine Seele! Würde sie hinaufschweben zu den lichten Höhen, von denen jetzt das Sonnengold wie flüchtig gewordenen Feuer niederram — und würde der allerbarmende

Gott, der in alle Herzen, auch in das seine, schaute, und der da wußte, wofür er in seinem blinden Wahn gesündigt hatte, ihn aufnehmen und ihm vergeben? —

„Daß ich Ihnen diese Geschichte erzählte, Herr Pfarrer,“ begann Schönfeld endlich aufs neue, „das soll zugleich die Antwort auf eine Frage sein, die Sie mir vor kurzem einmal vorgelegt haben: ob ich nicht inmitten meines wirren, wüsten Lebens das in mir gespürt hätte, was Sie mir als göttliche Regung ausgelegt und erklärt haben! Ich denke, mein unverändert tiefes und warmes Gefühl für diesen meinen verlorenen Jugendfreund und die Thatsache, daß ich sein Geheimniß bis auf den heutigen Tag treu behütet habe, — ich denke, das ist eine göttliche Regung gewesen!“ —

Immer noch saß Reginald von Conventius unbeweglich da, und die weißen Rosen nickten träumerisch über seinem blonden Haupt. Ein brütender Ernst, ihm sonst fremd, lag über seinen Zügen, und ein banges Tragen stand in seinen Augen zu lesen. Aber er raffte sich auf mit all seiner Kraft und ließ noch einmal die göttliche Lehre von Vergeben und Vergessen über seine Lippen strömen, und aus seinem tiefsten Herzen kam das Gebet, das er zum Schluß für die Seele sprach, die sich ihm anvertraut hatte mit all ihren Trübsämen und ihrer Reue. —

Aber als er um wenige Minuten später durch die Straßen schritt, da war der inbrünstige Ausdruck, der sein schönes Gesicht eben noch verklärt hatte, spurlos verfliegen, — einem Nachtwandler gleich ging er mitten durch das fröhliche Gewühl der Menschen, die von ihren Ausflügen heimkehrten oder jetzt noch, nach des Tages Arbeit, ins Freie hinausstreben — er sah keinen Gruß, der ihm zuheil wurde, beachtete keinen der verwunderten Blicke, die ihn trafen, — fuhr aber plötzlich schreckhaft, wie vor einer Geistererscheinung, zusammen, als er, um eine Straßenecke biegend, auf ein Paar stieß, das ihm gerade entgegenkam: Professor Delmont und Annie Gerold, Arm in Arm, sie, eifrig plaudernd, einen Strauß köstlicher Rosen an der Brust, heiter, jugendschön, wie verklärt von ihrem bräutlichen Glück, — er, stolz und vornehm, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck heimlicher Wonne auf sie niedersehend, ein jartliches Lächeln um die Lippen. Ein leichter Schreck überkam auch sie beide, als sie so ganz unvermuthet den Prediger von Sankt Lukas vor sich sahen — sie saßen sich aber rasch, grüßten verbindlich und blickten einander dann befremdet in die Augen.

Reginald hatte ihren Gruß nicht erwidert und war, so rasch ihn seine Füße trugen, weitergestürzt.

14.

Am Nachmittag desselben Tages, der Schönfelds Beichte gebracht hatte, ging es bei Rainers sehr heiter zu. Der neugebackene Bräutigam war da, der vergnügteste Man, den je Gottes Sonne beschienen hatte. Er wollte mit seiner Braut und Frau Hedwig Weyland einen Besuch in Professor Delmonts Atelier abtatten, nicht so ohne weiteres — bewahre! Das hätte bei dem unberechenbaren Künstler, der noch dazu auf seine schön. Braut so eifersüchtig war wie ein Türke, übel ablaufen können! Annie Gerold selbst hatte es übernommen, ihre Freunde in das Heiligthum, das nur sehr wenigen offen stand, einzuführen; denn Delmont machte auch darin eine Ausnahme von anderen Malern, daß es ihm gar nicht darum zu thun war, sein Atelier viel besucht und seine Bilder bewundert zu sehen, — im Gegentheil, er wies viele dahin zielende Wünsche ab und nahm den Berichtsaltern und Kritikern gegenüber meist eine so herbe Miene an, daß diese Herren ihren ganzen Vorrath von Unparteilichkeit zu Hilfe nehmen mußten, um die Person von der Sache, um die es sich handelte, zu trennen. Frau Weyland und Hedwig Rainer nun hatten, als Annie Gerolds beste Freundinnen, den lebhaften Wunsch geäußert, des Professors Allerheiligstes zu sehen, und Fritz von Conventius hatte sich selbstverständlich angeschlossen, „schon, um zu sehen,“ wie er sich innerlich sagte, „wie ich mich als Bräutigam gegenüber dieser gefährlichen Annie als einer Braut benehmen werde, und ob ich mit Ehren vor ihr und vor mir selbst bestehen kann. Natürlich werde ich das gut zustande bringen, denn ich ver liebe mich mit jedem Tage ernstlicher in mein kleines Mäuschen — aber eben darum! Fräulein Gerold soll doch sehen, daß andere Leute auch glücklich sein können, und daß man nicht Braut eines be-

rühmten Künstlers und Professors zu sein braucht, um das Leben wunderschön zu finden!“

Frau Weyland war zum Kaffee zu Rainers, die ein hübsches Gärtchen besaßen, gekommen — noch aber war's zu dem beabsichtigten Gang zu früh, und der Lieutenant unterhielt die Damen einstweilen damit, ihnen Zulchens neuestes Kunststück vorzuführen. Die begabte Hühnerhändin saß inmitten einer Jasminlaube auf den Hinterbeinen, sie hatte ein Schnittchen Butterbrot auf ihrer Nase liegen und balancirte dieses mit einem sehr unbehaglichen Gesichtsausdruck, ohne indessen ihre Stellung zu verändern. Erst wenn ihr Herr „Attention!“ rief, warf sie den Kopf zurück, fing das Schnittchen Brot in der Luft auf und sank in die gewöhnliche Stellung eines Bierhäblers zurück, um dann noch vergebliche Versuche anzustellen, das letzte Restchen Butter vermittelst ihrer langen, geschmeidigen Zunge von der Nase herunterzuholen. Diese anspruchsvolle Kunstleistung unterhielt die Damen bestens und Zulchen erhielt viel Anerkennung ob ihrer Geschicklichkeit. Mama Rainer, die „Perle einer Schwiegermutter“, saß mit ihrem guten, gemüthlichen Gesicht in der Jasminlaube und wünschte sich ihren seligen Mann herbei, auf daß er sehen könne, wie glücklich sein Kind sei und wie klug sie — seine Gattin — gehandelt habe, für Hedwig einen so prächtigen Mann auszusuchen. Frau Rainer war nämlich entzückt von ihrem Schwiegerjohn und bildete sich demzufolge ein, sie habe ihn „ausgesucht!“ —

„Jetzt wird es bald Zeit, aufzubrechen,“ meinte Frau Weyland, indem sie ihre Uhr zog.

„Wie unbehaglich Sie dazu aussehen!“ lachte Fritz. „Dand aufs Herz, verehrte Frau — haben Sie wieder Ihre Ahnungen? Mein Mäuschen hat mir so etwas davon verrathen! Sollte ich's nicht sagen, Kleine?“

Das „Mäuschen“ sah ein wenig verlegen aus.

„Frau Weyland liebt es gar nicht, wenn darüber gesprochen wird — nicht wahr, liebe Hedwig?“

„Es kommt darauf an, wer es thut und in welchem Ton darüber gesprochen wird!“ entgegnete die Gefragte. „Meines Mannes spöttische Art kann ich nicht gut vertragen, das räume ich ein, — er hat sich's aber überhaupt verboten, daß ich ihm mit solchen Dingen komme. Ich thue es auch nie und bemühe mich redlich, alles „Ueberrnatürliche“, wie Robert es nennt, in mir zu unterdrücken, denn er behauptet, es schade mir, und es kann ja sein, daß er recht hat. Ich gebe, wenn mich solche Stimmungen überkommen, absichtlich viel unter Menschen, ich lache und schwage, treibe Musik, arbeite und spiele mit meinen Kindern und lese ein anregendes Buch — lauter Mittel, die meine Gedanken von dem abziehen sollen, was fort und fort in ihnen die Hauptrolle spielt. Zuweilen, wenn mein Ahnen und Befürchten nicht gerade besonders ausgeprägt ist, helfen diese Gegenmittel ganz gut, — ein andermal aber erweisen sie sich als völlig machtlos!“

„Und im gegebenen Fall?“ fiel Hedwig Rainer eifrig ein.

Frau Weyland sah sich ihre Zuhörerschaft der Reihe nach an: die alte Dame war ganz Ertauben und Glauben, die Kleine Braut ganz Theilnahme und freundschaftliches Mitgefühl, und der Lieutenant Fritz, den sie, trotz seiner ihr sehr angenehmen Persönlichkeit, am meisten im Verdacht der Gegnerschaft hatte, zeigte ein ganz sittames, ernstes Gesicht und sah aus, als interessire er sich sehr lebhaft für die Sache.

„Nun, leider muß ich bekennen“ — Frau Weyland seufzte tief auf — „daß im gegebenen Fall jede Ablenkung bisher nutzlos gewesen ist. Ich habe mich selbst ernstlich deshalb gescholten, habe alles drangesetzt, meine Stimmung zu ändern . . . umsonst! Es gelang mir nur äußerlich, in meinem Innern blieb alles beim alten. Sie wissen ja, wie lieb ich Annie Gerold habe, nächst meinen Familiengliedern am liebsten von allen Menschen auf der Welt. Immer, seitdem Annie erwachsen ist, hat mich die Idee beschäftigt, wie wohl ihr künftiger Mann geartet sein würde — denn sie ist ja ein entzückendes Geschöpf und ganz dazu geschaffen, einen Mann unendlich zu beglücken! Von all den bisherigen Freiern und Verehrern, die um das reizende Wesen herum waren wie die Motten um das Licht, schien mir bis vor kurzer Zeit kein einziger geeignet, ihr Herz zu gewinnen und zu verdienen — einen ausgenommen — und der ist nicht der Erwählte! Sowie ich Annie mit Professor Delmont zusammen sah, faßte mich die geheime, unerklärliche Angst, die ich so gut an mir kenne, die Angst, daß einem geliebten Wesen ein Unheil drohe; dieses



Kriegsbente.

Nach einem Gemälde von J. Eisenhut.

Photograv. von Franz Kautsky, Kautsky & Co. in Wien.

Gefühl kündigte sich sogar schon an, noch ehe die beiden in meinem Hause miteinander in Berührung kamen. Seit der öffentlichen Verlobung habe ich meinen Liebling nur selten gesehen, Delmont ist keine gesellige Natur! Das Paar hat uns natürlich seinen Brautbesuch gemacht, dann hatten wir es eines Abends in kleinem Freundeskreise bei uns — Sie waren ja auch zugegen, liebe Hedwig! — und einmal war ich gegen Abend dort; in Heinrichs Lust trafen wir noch ein paar Mal zusammen — und das ist alles! Aber jedesmal, so sehr ich mich dagegen sträubte, — hat sich mein Empfinden verstärkt: dieser Mann macht Annie nicht glücklich — und Annies Herz wird schwer zu leiden haben, denn leider liebt sie den Mann, gegen den ich beim besten Willen nichts einzuwenden habe als mein Gefühl, daß er Annie unglücklich macht! — So — und nun lachen Sie die „sensitive Frau“ nur lächtig aus! Ich wollte von Herzen, ich könnte mit Ihnen lachen! Ich wollte, ich hätte niemals Erfahrungen gemacht, die mir die Heiterkeit vergeben liehen!”

Es lachte niemand in dem kleinen Kreise. Frau Rainer sah betrübt aus, ihr Töchterchen hatte gar Thränen in den Augen, und der Manenoffizier war sehr nachdenklich geworden. Er wußte ja genau, wen Frau Weyland mit dem einen, den sie Annie Gerold genannt und gewünscht hätte, meinte, und seine Gedanken weiltten bei Reginald, der ja äußerlich unverändert war, weder bleich und krank umherstreichend, noch einen unluftigen, gebrochenen Eindruck machte . . . aber Fritz kannte den Better! Reginald hatte seinen Stolz, und in Dinge, die ihn allein betrafen, die kein anderer wandeln oder bessern konnte, ließ er sich nicht hineinreden, die machte er mit sich ab. Daß es auch gerade Annie Gerold sein mußte, an die er sein gutes und großes Herz verloren hatte! Wer dies Mädchen aus tiefster Seele liebte, für den gab es sobald keine Hilfe und kein Vergessen!

In etwas gedrückter Stimmung machten die vier sich endlich auf den Weg.

Bei dem Brautpaar indessen hielt der Ernst nicht lange vor — sie waren ja jung, gesund und glücklich, in guten Verhältnissen, mit der Anwartschaft auf eine schöne Zukunft; dazu heller Sonnenschein, frohe, gepuhte Menschen, wohin das Auge sah — es mußte ja alles, alles gut werden, die Welt war gar zu herrlich! Die beiden lachten und schälerten miteinander, und der Weg zu Professor Delmonts Haus erschien ihnen so kurz, daß sie beide ein erstauntes „Schon!“ hören ließen, als man sich plötzlich am Ziel befand.

In dem prächtigen Treppentur stand Frau Krämer, die Haushälterin, feistlich angethan, und knigte — eben diesen Augenblick sei das Fräulein Braut angekommen; die Herrschaften möchten nur so gütig sein, sich nach dem Atelier hinaufzubegeben.

„Bist Du schon oft in einem Maleratelier gewesen, Fritz?“ unterbrach Hedwig Rainer die feierliche Stille, während welcher nur der Schleppfädel des Manen gegen die Treppenstufen geklickt hatte.

„Ja, o ja, verschiedene Male, Mäuschen! 's ist ganz hübsch, aber mach' Dir nicht zu ungeheuerliche Vorstellungen von dem, was Du in solchem Atelier zu sehen bekommen wirst!“

„Ich war noch nie bei einem Künstler! Mir ist ganz feierlich und bekommen zu Muth!“

Fritz stieß ein vielsagendes: „Na!“ aus. Aber als nun Frau Krämer die breite, dunkle, mit hellfarbigen Hölzern eingelegte Thür, die in das Atelier führte, öffnete, da stieß auch er, gleich den andern, einen Ruf der Ueberraschung und Bewunderung aus. — Nicht für sie, die Fremden, hatte Karl Delmont den weiten Raum so herrlich ausgeschmückt — er wußte es, daß seine Braut heute in Gesellschaft ihrer Freunde kommen würde, sein Atelier zu sehen — da mußte es würdig hergerichtet werden. Mit seinen raschen Künstlerhänden hatte er das reiche, köstliche Material, das ihm zu Gebot stand, hierhin und dorthin vertheilt, hatte aus Truhen und Schränken immer mehr neue und kostbare Stoffe hervorgekramt, seine besten Skizzen auf die regellos umherstehenden Staffeleien gestellt und eigenhändig die prachtvollen Gobelins, die allein schon das Entzücken eines Kenners bilden konnten, abgestäubt und anders geordnet.

Die breiten, gleißenden Fensterscheiben waren heute mit scheinbar kunstlos gerasteten Brokatstoffen von einer satten Purpurfarbe drapirt und eine verschwenderische Fülle von Blumen war

über den ganzen Raum ausgeschüttet. In schöngezeichneten Urnen, in bizarr geformten Vasen und Schalen blühte und duftete es, und auf einem seitwärts gerückten Tische waren die schönsten Früchte in seltenen Krystallgefäßen aufgehäuft, dazwischen standen gläserne Kannen, in denen goldfarbener und dunkelrother Wein funkelte, und auch hier schlante Büschel von zartgelben und gluthrothen Rosen mit halberöffneten Kelchen.

Das aller schönste aber in diesem künstlerisch schönen Raume war doch Annie Gerold — Annie in ihrem zartblauen, duftigen Kleid, einen Strauß ansehnlicher Rosen an der Brust, voll von einem sonnigen Strom des hellen Lichtes getroffen, die freudig erstaunten Augen auf ein Bild gerichtet, das Delmont ihr hielt. Es war in Pastell nach jener flüchtig hingeworfenen Bleistiftskizze ausgeführt, die er damals im Geroldischen Garten häftig auf das Papier gestrichelt hatte: Annie, wie sie mit hochgehobenen Armen eine ganze Last schaukelnder weißer Niedertrauben zu sich niederzieht, das seine Profil aufwärts gerichtet.

Keines von den beiden, die so vertieft auf das Bild schauten, wurde der Kommenden gewahr, — nur Ego, der zur Feier des Tages einen Jasminstrauß im Halsband trug, erhob sich würdevoll von seinem Platz neben dem Marmoramin und kam den Fremden langsam entgegen, um ihnen, statt seines Herrn, die Souvenirs des Hauses zu machen.

„Wie schön — wie entzündend schön ist das alles!“ flüsterte Hedwig Rainer ihrem Verlobten zu und drückte begeistert seinen Arm.

Fritz nickte nur, aber sein Blick streifte immer wieder bewundernd über den prachtvollen Raum, die wunder schön malerische Ausstattung und das lebende Bild, das er vor sich sah.

Ein leichtes Räuspern von Frau Weyland ließ die Gruppe sich lösen.

„Ah — da seid Ihr!“ rief Annie erfreut, lief auf ihre Freundinnen zu, umarmte sie, drückte Frau Rainer ehrsüchtig die Hand und schüttelte dem Manenlieutenant die Rechte wie ein guter Kamerad. „Die Thür muß lautlos in den Angeln gehen, wir haben Euch nicht gehört, nicht wahr, Karl?“

Wenn Professor Delmont auch nicht gerade von der Anwesenheit der Gäste und Annies herzlich Begrüßung derselben erbaut war, so ließ er sich dies doch nicht merken. Freundlich und verbindlich klang sein Willkommensgruß, er lud zum Sitzen ein und lachte fröhlich, als kein einziges der Anwesenden davon etwas wissen wollte. Sie wären gekommen, um zu sehen und zu staunen, nicht aber, um sich auszuruhen, erklärte Fritz von Conventinus, und zu sehen gebe es hier, daß man tagelang damit zu thun hätte. Mit diesen Worten stellte er sich mitten ins Atelier und sah sich mit einem bewunderungsvollen: „Donner und Wetter, ist das aber brillant hier!“ rundum.

„Hedwig, Liebste, sag, ist es nicht schön, einzig schön hier — bei ihm?“ flüsterte Annie Gerold in Frau Weylands Ohr und schob ihren Arm durch den der Freundin, während Delmont bei Frau Rainer den Erklärer spielte.

„Entzückend, mein Herz!“

„Er hat mir gesagt, ich darf bei ihm sitzen, wenn er malt, sobald ich seine — seine Frau bin —“ Annie erröthete und lächelte — „er meint, er wird immer nur mich malen . . . aber das leid' ich nicht! Einseitig soll er durch mich nicht werden. Sieh nur, die Waffen und Rüstungen und die venetianischen Spiegel! Diese Gobelins sind aus Brüssel, und der Teppich, auf dem wir stehen, ist flandrische Arbeit! Das große Wüstenbild rückt langsam vor, er malt viel zu viel dummes Zeug dazwischen — das heißt, es sind eben lauter Porträts von mir, in Wasserfarben, in Del, mit farbigen Stiften, in Kreide — wie es gerade kommt! Wenn ich denke, ich soll bald hier sitzen und ihm zusehen! Es ist nicht auszudenken —“

„Wann soll Deine Hochzeit sein, Vögelchen?“

„Ach, Karl will sie schon zu Ende Juli haben, aber Thea meint, dann könne nichts in Ruhe besorgt, alles müsse überstürzt werden. Und weißt Du, Hedwig“ — hier sah Annie sich vorsichtig um und dämpfte die Stimme — „so gern ich ihm alles zuliebe thue — hier bin ich auf Theas Seite. Nicht wegen der Ausstattung! Ob wir ein paar Stücke Möbel früher oder später geliefert bekommen und ob mir noch zwei Duzend Servietten fehlen oder nicht . . . was thut das? Aber Thea bricht es das

Herz entzwei, wenn sie mich so rasch schon hergeben soll, und darum — ihm darf ich das gar nicht sagen —“

„Sie stehen nicht herzlich miteinander, die beiden?“

„Annie schüttelte den Kopf, und ihre Augen schimmerten feucht. „Nicht so, wie ich mir's gedacht — nicht so, wie ich es für Thea gewünscht hatte! Wie Bruder und Schwester sollten sie sich lieben, meinte ich immer, und ich hatte geglaubt, es würde ein Zusammenleben zu Dreien werden; ich habe mir alle Mühe gegeben, es so zu gestalten, aber es geht nicht — nein, es geht durchaus nicht!“

„Aber Du bist glücklich, Liebling, nicht wahr?“

„Unendlich, Hedwig! Aber sieh, es ist kein ganz vollkommenes Glück — das mag es wohl auf der Welt überhaupt nicht geben! Wenn ich immer nur an mich allein denken wollte — o, da bliebe mir nichts zu wünschen! Aber nun habe ich mein großes, ganzes Lebensglück für mich allein, und Thea, die mich mit so viel Liebe erzogen und mir tausend Opfer gebracht hat, sie, die so zahllose Dinge entbehren muß, steht von ferne und ist ausgeschlossen von meinem Glück! Sie kann ja Karl unmöglich lieben, denn sie kennt ihn nicht! Niemand kennt ihn, so wie ich ihn kenne, weil er sich keinem so giebt wie mir!“

Frau Beyland zog Annies kleines, süßes Gesicht zu sich herab und küßte die feuchtschimmernden Augen; ihr Herz zog sich schmerzlich zusammen, ihr war bekommener zu Sinn als je! — Indessen spielte Professor Delmont den liebenswürdigen Gastgeber — er öffnete seine Sammel- und Skizzenmappen, erläuterte dies und jenes, schloß seine in den Ecken stehenden schweren Truhen auf und nahm herrliche Dedeln in Buntstickerei aus Tunis und Kairo heraus, zeigte Tschibuks und arabische Schmuckstücken, türkische Kostüme und japanische Lack- und Flechtarbeiten vor, beschenkte die Damen mit hübschen, werthvollen Kleinigkeiten, kurz, er war so zugänglich und freundlich, daß Mutter und Tochter klainer ihm innerlich Abbitte leisteten und der Lieutenant es nicht mehr ganz so unbegreiflich fand, wie ein kluges Mädchen „diesen wunderlichen Kauz von Farbenreiber“ überhaupt lieben könne.

Dann setzte man sich nach stundenlangem Fragen, Staunen, Bewundern um den runden Tisch und sprach dem Wein und den Früchten zu. Ego streckte sich zu Annies Füßen hin und schloß wohlgefällig die Augen, als diese kleinen Füße sich auf seinem breiten Rücken kreuzten; Delmont hatte ein Stück goldleuchtenden Brofats, schwer wie Leder, aufgestöbert, das drapirte er um Annies Gestalt und setzte ihr dazu ein venetianisches Perlenkappchen auf das kastanienbraune Haar. Wie eine entzündende Dogaresa aus der versunkenen Dogenherlichkeit, so sah das phantastisch geschmückte Mädchen auf dem alterthümlich geschnittenen Lehnstuhl, das hohe Spitzgals mit dem dunkeln Wein in der Hand — „ein Bild zum Malen!“ wie Fritz von Conventius begeistert rief. Er konnte es Delmont nicht verdenken, daß er die schöne Braut unverwandt mit Augen ansah, aus denen ein verzehrendes Feuer brannte — er selbst vermochte kaum den Blick von ihr zu wenden! Gewiß, er war ein glücklicher Bräutigam, und das „Mäuschen“ lag ihm sehr am Herzen — aber diese Annie Gerold war doch ein unvergleichliches Geschöpf! Armer Reginald!

Die Sonne war schon hinunter, und durch die gewaltigen Scheiben der Atelierfenster sah schon der in voller Pracht des Abendroths erglühende Himmel herein, als die kleine Gesellschaft sich endlich zum Aufbruch rüstete. Annie legte ihre schwere königliche Pracht beiseite und setzte statt des Perlenkrönchens ihren weißen Federhut auf, der ihr Gesichtchen äußerst reizvoll beschattete. — Ego blieb bei den halbgeleerten Weingläsern und Fruchtkörben als Wache zurück, und die Paare setzten sich heiter plaudernd und lachend in Bewegung, um sich an der nächsten Straßenecke zu trennen. Hier war es, wo Delmont und seine Braut die Begegnung mit Reginald von Conventius hatten.

Annie war unwillkürlich stehen gelieben und hatte ihm nachgesehen.

„Was mag ihm gefehlt haben?“ fragte sie zaghaft. „Er sah so ganz verändert aus, und fast war es, als verursachte ihm unser Anblick einen heftigen Schreck!“

„Er beneidet mich um mein Glück, Herzliebste — und ich kann's ihm weiter nicht verdenken!“

„Nein, nein, das ist es nicht gewesen — das allein sicher nicht! Sahst Du nicht, wie er mit einem Male blaß wurde, blaß wie

ein Sterbender, und wie es ihn durchzuckte, als habe ihn ein elektrischer Schlag berührt?“

„Du hast ihn merkwürdig gut beobachtet, den schönen und interessanten Pfarrer zu Sanct Lukas —“

„O Karl! Du weißt, daß ich es nicht ertrage, das zu hören! Ist das nun gut und großmüthig, mich immer damit zu quälen, Liebster?“

„Nein! Aber ich bin auch nicht gut und großmüthig — ich quäle, was ich liebe, und mache Dich, mein einziges Leben, unglücklich — und mich selbst dazu!“

„Karl!“

Sie waren am Gerold'schen Hause angelangt — Annie zog die Glocke, und sie traten in den weiten, halbdunkeln Hausflur. „Kommst Du nicht mit mir hinein?“

„Nein — ich habe Dich doch nicht allein für mich! Wolte Gott, Du wärst erst mein Weib! Annie, mein Herz, mein Alles — meine Welt —“

Er küßte sie, als wollte er ihre Seele in sich trinken — dann trat er rasch über die Schwelle zurück.

Und Annie lief hastig durch den Flur in ihr Zimmer. Sie wollte Thea nicht sehen lassen, daß sie weinte — sie hätte ja nicht zu sagen gewußt, warum! Aber sie weinte vor sich hin, unaufhaltsam und leidenschaftlich — es bedrohte sie etwas — ihr Herz zitterte vor einem großen Verlust — und doch wußte sie nicht, wovor es ihr bangte!

Fritz von Conventius hatte „seine Damen“ nach Hause begleitet, und es war ihm ganz gelegen gekommen, daß seine zukünftige Schwiegermutter erklärte, das viele Umhergehen und Beschaun habe sie etwas angegriffen und sie gedente, sich heute früher als sonst zur Ruhe zu begeben. Die kleine Braut, die sich noch auf ein zärtliches Plauderstündchen mit dem Herzliebsten gefreut hatte, sah ein wenig traurig und enttäuscht aus, aber Fritz wußte es ihr so überzeugend vorzustellen, daß morgen auch noch ein Tag sei und wie er morgen wenig Dienst habe, daher früher abkommen könne, daß sich ihr Gesicht allmählich aufhellte und sie ganz gefaßt von ihrem hübschen Manenslieutenant Abschied nahm.

Dieser ging in frohem Rhythmus, von Säbel- und Sporengeklirr begleitet, seines Weges, aber er war tief in Gedanken dabei. Thor von Hammerstein, der ihm begegnete und ihn zu einem Abendessen im „Knyshäuser“, einem berühmten altdeutschen Wein- und Bierlokal, verführen wollte, erfuhr eine deutliche Ablehnung von ihm und mußte allein seinem edlen Ziel zustreben. Dafür nannte Parisfal den neugeborenen Bräutigam in der Stille einen Philister, der schon vor der Ehe sträglich solid sei, und Fritz dachte bei sich: „Dies alte Nilpferd schwemmt seinen sogenannten Herzenskummer jetzt mit Spatenbräu über Chateau Larose hinunter. O, reiner Thor, wenn Du — durch Mitleid wissend — ahntest, wen ich soeben stundenlang bewundert habe!“

Es war eine ziemlich späte Stunde, als der Lieutenant vor seiner Behausung anlangte; zu seinem Erstaunen gewahrte er von der Straße aus in seinem Wohnzimmer Licht. Sollte sein Bursch, dieser leichtfertige Schlingel, in dem Glauben, sein Herr bringe den Abend bei der Braut zu, mit gleichgestimmten Freundesgeelen dort ein Gelage feiern?

Fritz zog den Schleppsäbel an sich und ging auf den Fußspitzen über den Flur — er wollte den Mißethäter überraschen. Das Öffnen der Thür ging geräuschlos von statten, jetzt stand er auf der Schwelle seines Wohnzimmers, und dort blieb er wie festgewurzelt stehen — denn vor der hellbrennenden Lampe saß sein Vetter Reginald mit einem bleichen, verstörten Gesicht und sieberhaft leuchtenden Augen, und mit diesen Augen starrte er wie ein Geistesabwesender vor sich hin.

Der erste klare Gedanke, den Fritz hatte, war der: er will in ein Duell auf Tod und Leben gehen und wünscht dich zum Sekundanten — darum ist er hier! Dann fiel es ihm ein, daß Reginald ja Geistlicher sei — eine Thatsache, die der Lieutenant, angefächelt der ritterlich schönen Erscheinung des Veters, auch jetzt noch zuweilen vergaß! — daß also diese Annahme unmöglich stimmen könne . . . was konnte es denn aber sein?

Bei einem leisen Klirren des Säbels fuhr der Pfarrer von seinem Sitz empor.

„Da bist Du ja! Du mußt mir schon verzeihen, Fritz, wenn

ich hier herunterkam — Dein Bursch ließ mich ein — und mir's bei Dir bequem machte. Du hättest freilich noch viel länger fortbleiben können — wieviel Uhr haben wir denn? Und wie kommt es, daß Du nicht noch bei Deiner Braut geblieben bist? — Je nun, das ist gleichviel — mich freut es, daß Du da bist! Ich hielt es bei mir nicht aus — ich kann nicht allein sein mit meinen Gedanken, und wenn ich irgend ein Lokal gewußt hätte, wo ich ein paar Bekannte finden würde . . . wahrhaftig, ich wäre hingegangen, nur um andere Menschen zu sehen — Stimmen zu hören.“

„Dann muß es aber hart über Dich gekommen sein,“ zwang sich Fritz, zu scherzen, „wenn Du, der Heilsapostel und Seelenhirt von Sankt Lukas, Sehnsucht nach einem Kneiplokal verspürst!“

„Du hast recht — es ist hart über mich gekommen!“

Der Ton in diesen Worten und Reginalds Ausdruck dabei ließ den Offizier stutzen. Er trat nahe an den Beter heran, legte ihm beide Hände auf die Schultern und sah ihm ernst ins Gesicht.

„Was hat's denn gegeben, Regi? Kannst Du mir's nicht sagen?“

„Nein, lieber Fritz, ich kann nicht!“

„Auch wenn ich Dir als Kavaller und Soldat mein Ehrenwort gebe, gegen jedermann zu schweigen?“

Reginald seufzte tief auf.

„Auch dann nicht!“

„Ist es ein Ehrenhandel, in den Du verstrickt bist?“

„Nein, Fritz! Ich weiß nicht — und sieh, das ist das Qualvolle für mich! — was Recht und Unrecht ist, ich weiß nicht, wo meine Verantwortung, wo meine Pflicht liegt!“

„Das wüßtest Du nicht? Du, die verkörperte Gewissenhaftigkeit?“

Fritz fühlte, wie unter seinen Händen die stolze, hohe Gestalt zusammenzuckte, und er sah, wie ein unsagbar leidvoller Ausdruck in Reginalds Augen kam.

„Gewissen! Eben das ist es! Ich kann es vor meinem Gewissen nicht verantworten, zu reden, und ebenso wenig vermag ich es, zu schweigen . . . frag' mich nicht weiter, Fritz, ich bitte Dich! Du hast mich ja immer liebgehabt und gut verstanden — thu's auch heute! Hilf mir nur, den heutigen Abend und einen kleinen Theil der Nacht hinzubringen — vielleicht kann ich dann schlafen, und es ist mir morgen etwas leichter zu Sinn! Sey' Dich her zu mir — so — und erzähle mir viel von Dir — von Deiner Braut — dem Dienst — den Kameraden — alles, was Dir nur einfällt — Du verstehst es ja, so hübsch zu plaudern!“

„Hm! Ja! Es plaudert sich auch ganz besonders hübsch, wenn man seinen besten Freund und Beter mit solch' einem Unglücksgezicht dicht vor sich sitzen hat, und er will nicht Farbe bekennen! Das soll kein Vorwurf für Dich sein, Regi — ich seh's ja; Du kannst nicht sprechen, 's ist nicht Deine Angelegenheit allein! Richtig? Na, also! Und ich werde Dich nicht mit Fragen quälen — bloß, wenn mein Geplauder nicht ganz so sorglos ausfällt wie sonst, mußt Du mir's nicht verdenken! Was meinst Du denn, mein Alter, trinken wir am Ende etwas?“

Zu Fritzens ungemessenem inneren Staunen sagte Reginald ein hastiges „Ja.“

„Ich denke, ich muß das Fieber haben,“ setzte er hinzu, während der Mann eifertig ein paar Flaschen und Gläser herbeiholte, „ich habe einen wahren Brand in mir.“

Der Lieutenant wollte einen schlechten Wit machen, aber der Wit blieb ihm in der Kehle stecken, als er in Reginalds düster flammende Augen blickte.

„Das wollen wir schon kriegen, Dir wird zu helfen sein, Freundchen!“ äußerte er leichtthin und goß den schweren, wie Del fließenden spanischen Wein, den er sich nur für „große Gelegenheiten“ hielt, in die Gläser. „Gegen Deinen Zustand hilft am besten ein gesundes Mäuschchen, und das holt man sich leicht, wenn man sich eine Weile an diese Sorte hält, und man pflegt sehr sanft und tief und traumlos danach zu schlummern, wie ich aus eigener Erfahrung berichten kann. Wir haben ohnehin bei mir noch gar nicht meine Verlobung begossen. Prosit, lieber Sohn! Das ist ein Weinchen — — Aber sei so gut und thu' ihm etwas mehr Ehre an und genieße seine Blume mit Verständnis! Man spült einen solchen Tropfen nicht so ohne weiteres hinunter, als wär's Zuckerwasser!“

Reginald lächelte ein wenig, aber die Augen hielten nicht mit, sie bewachten ihr düster glimmendes Feuer.

„Berzeit, lieber Fritz! — Ist Dir's so recht?“

Er setzte sein halbgeleertes Glas an die Lippen und trank es langsam, Tropfen für Tropfen, aus.

„Bravo! Für einen Laien in der Kunst des Weingenießens eine ganz achtbare Leistung! Schade um Deine schönen Anlagen, die unausgebildet bleiben werden! Hier hast Du ein frisches Glas! Auf meine kleine Braut!“

„Von Herzen! Und nun erzähl' mir, Fritz, erzähle — — wo warst Du heute? Was hast Du getrieben?“

„D — heute?“ Fritz fühlte sich etwas unbehaglich. „Wie war's denn gleich?“

„Willst Du es mir nicht sagen?“

„Noch schöner! Warum sollte ich wohl nicht? Es ist ja auch ein Unsinn — Du bist doch ein ganzer Mann — wirst schon mit der Sache fertig werden — und bekommst den Namen noch hundertmal aus aller Leute Mund zu hören: also — wir, meine Kleine, die Schwiegermama, Frau Weyland und ich, waren heute mit Annie Gerold zusammen in ihres Bräutigams, Professor Delmonts, Atelier — — nun, aber — Regi — siehst Du — ich bitte Dich — trink' nicht soviel von dem schweren Zeug — weiß Gott, ich geb' Dir's gern, aber Du bist es so gar nicht gewohnt — ich hätte eine leichtere Sorte heraussuchen sollen —“

Reginald hatte sein Glas auf einen Zug hinuntergegossen und es sich neu bis zum Rand gefüllt.

„Laß' nur, Fritz! Ich würde Deinem Wein und Dir sehr dankbar sein, wenn Ihr mir Selbstvergessenheit verschaffen könntet. . . nur glaube ich nicht so recht daran! — Sprich doch nur, bitte, sprich! Wie fandest Du die beiden — sie — und — ihn? Sehr glücklich — nicht wahr?“

„Es scheint so! Er ist rasend verliebt in sie — und sie ist ja auch ein wunderschönes Geschöpf, dabei so einzig, so lieblich — holdselig,“ — dem Lieutenant begann sich die Zunge zu lösen — „und heute vollends, in einem venezianischen Brokatstoff und Perlenkappchen war sie ein traumhaft entzückender Anblick. Und nicht bloß Anblick! Diese ungefuchte Natürlichkeit, dieser rasche Geist — die Anmuth ihres Wesens — Du weißt ja —“

„Ich weiß . . . jawohl!“

„Nur, es ist einfache Pflicht und Schuldigkeit von dem Menschen, wenn er sie anbetet. Seine Bilder sind übrigens brillant, sein Atelier prachtvoll, und seine Weine lassen sich trinken — der ganze Mann hat mir heute besser gefallen, als ich das, ehrlich gesagt, für möglich hielt. Und sie? Nach allem, was ich beobachtet habe, muß sie ihn wohl über alles lieben! Trotz dessen ist irgend etwas an diesem von der Natur überreich bedachten Brautpaar, was mir nicht ganz zuzugun will. Hat mich vielleicht Frau Weyland mit ihren Kassandra-Ideen angesteckt? Ich bin ein zu einfältiger Kerl, um recht sagen zu können, was es ist — 's läßt sich auch mehr fühlen, als sagen . . . irgend ein Schatten liegt dazwischen — — bei ihm, dem Maler, meine ich — sie, die schöne Annie, ist ganz lauterer Sonnenschein! — Aber es mag ja alles dummes Zeug sein, was ich da zusammengedacht und geredet habe — ich habe bis jetzt noch in meinem ganzen Leben von einer Ahnung keine Ahnung gehabt! Wollen wir noch eine zweite Flasche aufmachen, Regi?“

„Ganz gewiß! Thut es Dir leid um Deinen theuren Wein?“

„Nein!“ sagte der Mann sehr ernst. „Es thut mir leid um meinen theuren Beter!“

„Um den sei außer Sorge! Meinst Du, ich könnte zum Trinker werden? Ich möchte nur vergessen und dann schlafen können — ich sagte es Dir schon! Dein Wein ist gut und stark, und doch ist mir's, als hätte ich bis jetzt nur Zuckerwasser getrunken!“

Fritz, der an Weintrinken Gewöhnte, schüttelte erstaunt den Kopf. Ihm waren die Glieder bereits schwer und die Augen müde geworden, und er hatte vielleicht den dritten Theil nur von dem zu sich genommen, was Reginald getrunken hatte.

„Du wolltest mir ja sonst noch allerlei erzählen — von Deiner Braut zum Beispiel — thu' es doch!“

Fritz gehorchte — er berichtete von Hedwig, der Schwiegermama, Frau Weyland, erwähnte sogar Zulchens Kunstfertigkeit

mit dem Butterknüttchen — aber Reginald horte offenbar gar nicht hin. Er nickte ab und zu mit dem Kopf wie ein Automat und goß sich das roth geleezte Glas beharrlich wieder voll, aber er sprach kein einziges Wort dazu, und seine Augen blickten wie in weite Ferne.

Als Frißens Regulator ein Uhr schlug und die zweite Flasche geleert war — Reginald hatte sie fast allein getrunken — erhob sich endlich der späte Gast. Die Hand, die er seinem Vetter reichte, fühlte sich siederheiß an, aber sie zitterte nicht, der Blick war klar, Gang und Haltung fest und aufrecht. Der Lieutenant, dessen Augen umflost waren, betrachtete dies alles als ein Wunder.

„Hab' Dank, lieber Regi, daß Du noch so spät gekommen bist — vielmehr, daß ich noch so spät — na, ich weiß nicht mehr recht, was ich hab' sagen wollen — schadet aber auch nichts! Und meine kleine Braut, siehst Du — sie ist ein reizendes Käferchen, wenn sie auch keine Annie Gerold ist! Die Annes laufen nicht zu Tugenden so herum, muß ich Dir sagen! Dieser Delmont muß mit einem Glücksleidchen geboren sein — es giebt solche Häute — sollen aussehen wie ein Reg — mit denen wird man geboren, und dann hat man ein heidenmäßiges Glück in der Welt! Du hast auch in so einem Kleidchen gesteckt, Deine alte Lehmann hat mir's anvertraut, sie hat sich das Ding verwahrt und schwört Stein und Bein darauf. Dabei machst Du solche tragische Augen — Glückskind, das Du bist! Psst! Ein so schöner Keck — und Prediger zu Santt Lukas — und Anwartschaft auf gut 'ne halbe Million — und von den Damen als interessanter Beichtwater und Seelenhirt angebetet — und dies Gesicht dazu! Der Delmont sollte sich auch schämen — hat einen Ruhm wie

der selige Rafael und gewiß noch dreimal soviel Geld und eine Braut, mit der sich nun 'mal kein anderes Mädel vergleichen darf — und macht auch solch' tragische Augen! Geht mir doch, Ihr Glückspitze! Ich werd's Euch beweisen — ich Roderich Adalbert Freiz von Conventius, daß man glücklich sein kann ohne Ruhm und Schönheit — und Predigen — und alles! Zum Herbst wird geheirathet! Die Schwiegermama hat es mir heute mit ihren ehrwürdigen Lippen zugelobt! Zum Herbst wird geheirathet — und ein Hallunk meines Namens will ich sein, wenn ich mein Mäuschen nicht glücklich mache — — mein kleines Mäuschen — — das mich so lieb hat“

Der Gedanke an das kleine Mäuschen und sein künftiges Lebensglück mußte den Lieutenant ganz überwältigen, denn er umarmte den Vetter und schwor ihm immer wieder, er wolle eher zum Spyhuben, Räuber und Schurken werden, ehe er das Mäuschen nicht beglücke. Noch auf der Treppe hörte ihn Reginald bethauernd rufen: „Und zum Herbst wird geheirathet!“

Die alte Lehmann saß in Reginalds Vorzimmer und strickte an einem Kinderstrumpf für eines ihrer Entleichen. Sie konnte ohnehin nicht viel schlafen und suchte nie ihr Bett auf, ehe „Ehwürden Herr Junker“ zur Ruhe war. Heute war er bei dem lustigen Vetter — nun, das war ihr lieb, etwas Heiterkeit konnte ihm nicht schaden! — Aber das Gesicht, mit dem er jetzt eintrat, wußte nichts von Heiterkeit zu erzählen; er schalt auch nicht wie sonst seine alte Getreue ob ihres späten Ausbleibens. Mit seiner heißen Hand strich er ihr sanft über den spiegelglatten, eisgraun Scheitel und hieß sie zu Bett gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Hermann Heiberg.

Von Ernst Reichler.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Auf meinen täglichen Spaziergängen durch die Leipziger- und Friedrichstraße in Berlin, wo die gewaltigen Wellen des Weltverkehrs auf- und niederrollen, begegne ich sehr häufig einer auffallenden Erscheinung, einem ungewöhnlich großen, schlanken und doch kräftig gebauten Mann, der sich in merkwürdiger Weise von den vorübergehenden Alltagsgehaltn abhebt, einem Mann mit schmalgeformtem, scharf hervortretendem Gesicht, langer nervös witternder Nase und unheimlich Augen, freundlich blickenden Augen. In ruhiger Gelassenheit schreitet er durch die Straßen, die Art seines Ganges, die Weise, mit der er den Hut lüftet oder seinen näheren Bekannten zunickt, verrathen seine geschmeidige Formen und den kundigen Weltmann. Wäre mir der Mann persönlich unbekannt geblieben, hätte ich kaum der Versuchung widerstehen können, ihn mir als Modell zu leihen und zum Mittelpunkt einer interessanten Novelle zu machen; das gütige Schicksal aber bewahrte die deutsche Literatur vor dieser Bereicherung, indem es mich mit der Thatfache rechtzeitig vertraut werden ließ, daß der Mann selber Novellen schreibe. Für den Ausfall meiner Geschichte wurde ich jedoch aufs schönste entschädigt, denn ich lernte in meinem „Modell“ einen der liebenswürdigsten und geselligsten Menschen kennen. Ja, ich gehe soweit, zu behaupten, daß er der liebenswürdigste und geselligste Schriftsteller von ganz Berlin ist. Nach diesem Satze weiß jedermann, der nur einigermaßen die Berliner literarischen Kreise kennt, wen ich meine, auch wenn dessen Name nicht an der Spitze dieses Aufsatzes stünde. Die Verehrer der Heibergischen Schriften werden darüber einigermaßen erstaunt sein, denn das alte, längst erprobte Wort, daß die Autoren das Gegenheil ihrer Bücher seien, paßt auf ihn keineswegs. Seine föhliche Behaglichkeit, seiner zur künstlerischen Vollendung sich steigende Lebensgenuß, jenes heißblütige und warmherzige Erlassen der Außenwelt — herrliche Eigenschaften, die uns den Menschen Heiberg so lieb und werth machen, sie blühen uns mit nicht geringerer Kraft aus seinen Werken entgegen, von denen ja auch die Leser der „Gartenlaube“ den Roman „Ein Mann“ in diesem Jahrgange kennengelernt haben.

Hermann Heiberg ist in der modernen Literatur eine ganz eigene Erscheinung. Ich wüßte augenblicklich keinen zweiten gegenwärtigen deutschen Schriftsteller zu nennen, der in das Weltgerie nach seinen verschiedensten Richtungen hin so genau Einblick zu nehmen Gelegenheit gehabt hätte, als ihm. Das Schicksal hat ihn dabei keineswegs mit Sammethandschuhen angefaßt und erst nach vielen bitteren Prüfungen und

Erfahrungen rang er sich zu jener geläuterten, sonnighellen Weltanschauung empor, in welcher alle seine Werke wurzeln. Hermann Heiberg ist der Zeit seines ersten Auftretens nach einer unserer jüngeren Schriftsteller; im Jahre 1881 erschien er mit seinem „Mäunderen mit der Herzogin von Seeland“ und binnen wenigen Jahren gelang es ihm, in der deutschen Literatur einen vordersten Rang und die wärmste Verehrung der weitesten Leserschaft zu erobern. Er sprang aber nicht als unklarer Jüngling, sondern als ausgereifter Mann in die Literatur hinein.

Er wurde am 17. November 1840 in Schleswig als der Sohn eines angesehenen Rechtsanwalts, der sich um die Verbreitung deutscher Ideen im Norden große Verdienste erworben hat, geboren. Der Dichter erzählt von sich, daß er ein übermüthiger, zu tollen Streichen stets aufgelegter Knabe gewesen sei, und mit einem gewissen schwanzelnden Behagen stellt er eine Liste jener Böhnen auf, die er seinen Lehrern gespielt. Er sagt, der Mittel, seine Umgebung in Gang, Haltung und Worten zu kopiren und karikieren, sei ihm angeboren gewesen. Wenn fallen dabei nicht seine entzückenden, rührend heiteren Kindergeschichten ein? Auch in allerlei Lebensbedingungen brachte er es zu einer großen Gewandtheit; er war ein Schwimmer, lag mit dem Segelboot auf dem Wasser, konnte reiten und karikiren, spielte Komödie, sang, blies auf der Flöte, schwang das Tanzbein, war überhaupt von der Natur zu allem leidlich veranlagt mit — einer Ausnahme: „Mathematik“ kannte er, war und blieb mir ewig ein chinesisches „Alphabet!“ Diese Einzelheiten sind für denjenigen, welcher dem Zusammenhang zwischen der Person eines Autors und dessen Büchern nachspürt, von Wichtigkeit, denn die Kinder- und Hundegegeschichten Heibergs gehören zum Eigenartigsten, Ursprünglichsten und Ergreifendsten, was wir diesem Autor überhaupt verdanken, und zeigen, daß einem Künstler nur dann eine vollendete Leistung gelingt, wenn er seine Stoffe, seine Stimmungen und Scenerien aus dem unmittelbaren Vorn der Wirklichkeit schöpft, und der zwölfjährige Heiberg, der den unwiderstehlichen Drang empfindet, trotz der schlimmen Erfahrungen, die sein Knien dabei machte, alles zu kopiren und karikieren, bereitete sich schon damals für seinen Beruf vor, das Leben darzustellen. Seine Leser werden übrigens finden, daß Heiberg die Gabe, fallenschnell zu beobachten und die Linien der Wirklichkeit ein wenig ins Lächerliche und Traffische zu verschieben, bis heute sich ungekünstelt bewahrt hat.



Hermann Heiberg.

Nach einer Photographie von J. C. Schaarschöster in Berlin.

Familienverhältnisse zwangen den heranwachsenden Jüngling, von seiner Absicht, Juris zu studieren, abzusehen; nachdem er die Schule verlassen, wurde er im Jahre 1857 Buchhändler, entwickelte als Verwalter und Begründer größerer Unternehmungen eine rege Thätigkeit. Er erwarb eine eigene Druckerei und betrieb einen umfangreichen Schulbücherverlag; aber nicht lange duldete es ihn in dieser Thätigkeit, er verkaufte sein Besitzthum und siedelte nach Berlin über. Hier trat er an die Spitze einer Reihe bedeutender Anstalten: er leitete den geschäftlichen Theil der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“, dann übernahm er die Direction der „Spenerischen Zeitung“, und als dieses Blatt einging, wurde er in die Direction der Preussischen Bankanstalt berufen. „Ich befaßte mich“, sagt Heiberg, „mit dem eigentlichen Bank, wenn auch nicht mit dem Vorfingelgeschäft, lernte das Versicherungs-, Terrain-, Häuser- und Hypothekewesen kennen, das Getriebe und Treiben der großen Emissionsbanken, die vielseitigen kaufmännischen Specialitäten, die Fabrik- und Bergwerksverhältnisse und machte während längerer Jahre viele ausgedehnte Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Holland, Dänemark, Belgien, England und Frankreich.“

Als Heibergs Bank infolge des Zusammenbruchs einer Stettiner Firma in Liquidation treten mußte, stellte er sich auf eigene Füße und befaßte sich mit der Einleitung zur Finanzierung von Secundäreisenbahn- und Tramwayunternehmungen, aber er zog sich schließlich infolge übler Erfahrungen und nach Verlust der Freunde seines Geschäftes von allen geschäftlichen Dingen zurück — und schrieb, „um seine mißmuthigen Gedanken zu tödnen“, sein erstes Buch.

Dieses erste Buch waren die „Klaudereien mit der Herzogin von Seeland“. Es wirkte überraschend und verblüffend wie etwas vollständig Neues, bisher Ungelesenes. Niemand konnte ahnen, daß diese Skizzen, Neufilons, Klaudereien und Stimmungsbilder das Ergebnis einer mißmuthigen Laune waren, denn sie quellen über von romantisch schimmernden, bizarren, drolligen, gemüthstiefen Einfällen, die in ihrer Zusammenstellung und Gesamtheit einen befriedigenden Hauber auf den Leser ausüben. Das Geheimniß dieser Wirkung besteht vielleicht darin, daß sich das Buch wie ein allerliebster, ausgelassener Nachschrieb giebt, in Wahrheit aber die Seele und den Verstand eines ausgezeigten Menschen besitzt. „Die Klaudereien“ lenkten mit einem Schläge die Aufmerksamkeit der tonangebenden Kritik auf das neue Talent, und nun hatte der ehemalige Bankdirector sich selbst gefunden. Er stand auf einem Gebiete, auf welchem er seine glänzende Begabung ungehemmt entfalten konnte. Im Laufe von kaum zehn Jahren gingen aus seiner Hand ungefähr zwei Dutzend Bände hervor, von denen ein ansehnlicher Theil einen bleibenden Werth besitzt und seinem Urheber einen unverrückbaren Ehrenplatz in der deutschen Literatur sichert.

Das Ungeheuer, Springende, Improvisirende seines Wesens, wie es in den „Klaudereien“ und in „Ausgetobt“, einer Geschichte von einzelfüßiger Krise und Laune, zutage tritt, finden wir in den folgenden Werken gemildert und geglättet. Mit überraschender Schnelligkeit hat sich Heiberg die Regeln und Handgriffe der modernsten Erzählungskunst angeeignet und meistert sie mit künstlerischer Fertigkeit. Dieser Vorzug allein hätte ihn durchaus nicht zu einem verdünnten Mitglied des Publikums gemacht, wenn er nicht noch andere gewichtige Eigenschaften besessen hätte. Es ist eine psychologisch merkwürdige Thatsache, daß Hermann Heiberg, dessen Schicksale eine Reihe häufig abwechselnder Gegensätze und aufregender Erlebnisse bilden, das deutsche Familienleben in seiner süßen Traulichkeit, innigen Behaglichkeit und keuschen Weite so annuthig, so farbenleuchtend und so anschaulich schilderte, wie es nur wenigen gegenwärtigen Autoren gelungen ist. Hermann Heiberg hat sich durch diese Seite seines Wesens zum Familienchriftsteller im vorzüglichen Sinne aufgeschwungen. In letzter Zeit haben gallige und verbitterte Kritiker dem Familienroman den Krieg erklärt. Ist es aber gerecht, weil es einige schlechte Schriftsteller giebt,

welche in Bezug auf Handlung und Charakteristik überspannte und unmögliche Familienromane verbrochen haben, gleich die ganze Gattung zu verurtheilen? Ist für mein Theil kann mir kein schöneres und edleres Ziel denken, als auf Tausende junger, unbefangener Herzen zu wirken, in engen Kreise der Familie gelesen zu werden und dort den Sinn für das Gute und Wahre in der Kunst zu wecken. Man nehme zum Beispiel eine der Heibergschen Novellenansammlungen („Acht Novellen“, „Ein Buch“, „Ernthafte Geschichten“, „Neue Novellen“, „Liebeswerben“, welche wie seine sämmtlichen Schriften und zwar in wiederholten Auflagen bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienen sind) zur Hand, und man wird sich erfreuen und erquicken an der Fülle lieblicher Familienbilder, während solche in seiner Romanen, wie die Leser es ja aus „Ein Mann“ wissen, einen wesentlichen Bestandtheil der Handlung selbst bilden.

Die größten Erfolge erzielte Heiberg indessen nicht mit Novellen, sondern mit Romanen. So fastlich die Anzahl derselben auch ist, in jedem einzelnen läßt der Autor seine Begabung von einer neuen Seite spielen, in jedem einzelnen behandelt er ein anderes Problem, und seine Phantasie ist unersticklich in der Erfindung spannender, eigentümlicher und ergreifender Auftritte. Zeigte sich in der „Goldenen Schlange“ noch ein allzu vorwiegend romantischer Zug, so bewegte sich der Autor in dem meisterhaften „Apotheker Heinrich“ vollends auf dem Boden der poetischen Wirklichkeit. Viele halten diesen Roman für Heibergs hervorragendstes Werk. Es ist schwer, diese Frage entscheidend zu beantworten, denn wir besitzen aus seiner Feder noch viele Werke, die auf die Leser keine geringere Wirkung ausüben. Glühende Leidenschaft athmen „Ethers Ehe“ und „Ein Weib“, in welchen beiden Dichtungen Hermann Heiberg sich als großen Kenner des weiblichen Geschlechtes erweist; aufregende tragische Ereignisse stehen hier dicht neben idyllischen Ruhepausen und halten den Leser von Anfang bis zum Schluß in unablässiger Spannung. Einen überraschenden Gegensatz zu diesen dramatisch belebten Romanen bildet die „vornehme Frau“. Eine eigene Goldglanzstimmung, wie über einer Rheinlandschaft, geht durch dieses edle und vornehme Werk. Hermann Heiberg versteht es eben, aus der Fülle seiner Erfahrungen heraus die verschiedensten, räthelhaftesten Frauenscharaktere zu gestalten und sie in die Mitte einer eigenartigen Handlung zu rücken. In dem weiblichen Roman „Der Jannuskopf“ erweitert er den Horizont seiner bisherigen Schöpfungen in bedeutender Weise: er entrollt uns ein großes, farbenreiches Bild aus dem sozialen Leben der Gegenwart. Das Wesen des Buchhandels, der durch Tausende von Kanälen in die breiten Massen des Publikums den stolzen Strom deutscher Poesie und Wissenschaft lenkt, erfährt durch Heiberg eine vertiefte, plastische und lebensstrotzende poetische Ausgestaltung. In seinen weiteren Werken, „Menschen untereinander“, „Rays Töchter“, „Schulter an Schulter“, „Dunst aus der Tiefe“, „Die Spinne“, zeigt er sich immer mehr und mehr als ein Erzähler, in dessen Schöpfungen das moderne Leben sich nach den verschiedensten Richtungen hin widerspiegelt.

Im Laufe seiner Thätigkeit entwickelte sich in ihm eine Seite seines Talentes, welche ihn zu einer literarischen Besonderheit machte. Die Berliner Lokalbelletristik, welche in den letzten Jahren äppig in die Halle geschossen ist, besitzt in ihm einen ihrer begabtesten und erfolgreichsten Vertreter. Man braucht nur Romane wie „Ethers Ehe“, „Die Spinne“, „Dunst aus der Tiefe“ zu lesen, um sofort zu erkennen, wie viele Berliner Farben Heiberg auf seiner Palette hat, und wie er es versteht, durch Mischung derselben die feinsten Stimmungen hervorzubringen. Heutzutage ist es Mode geworden, bei jedem erfolgkränzten Autor zu fragen, ob er Realist oder Idealist ist. In richtiger Auffassung des Wesens der echten Kunst hat sich Heiberg von allen Auswüchsen des französischen Naturalismus ferngehalten und nimmt sozusagen, wie jeder wahre und selbständige Künstler, eine vermittelnde Stellung ein. Was er gestaltet, ist poetisch und wirkt wie ein in eine höhere Sphäre emporgehobenes Sünd Leben. Er schafft getreu nach der Natur, aber er veredelt und durchsichtigigt sie.

Denksprüche von D. Sanders.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Leichter Sinn und Leichtsin.

Leichtsin bleibe dir fern! doch leichten und
fröhlichen Sinn stets
Wahre dir, bis dich der Tod führet zum Hades
hinab.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Wer, von Vergangenheit belehrt,
Das, was mit Recht die Gegenwart begehrt,
Mit frischem, unverzagtem Muth
Und in der rechten Weise thut,
Den hält dann auch die Zukunft werth.

Lügen.

„Lügen haben kurze Beine“, —
Ameise,
Sind's nur recht kecke,
So humpeln sie doch eine Strecke.

Genialität.

„Die Brück' hinüberwandern,
Nicht anders als die andern?
Ei, großen Dank!“
So sprach ein genialer Padel,
Sprang muthig in den tiefen Strudel
Und — extrank.

Narren.

Ein jeder irrt. Das sind die Narren,
Die in dem Irthum fortbeharren.

Liebe und Haß.

Lieb' und Haß sind partiisch; die Liebe ver-
schleiert das Schlechte,
Aber der grimme Haß läßt dich das Gute
nicht sehn.

Großes Glück.

Es ist ein großes Glück, —
Läßt's Glück sich von dir finden;
Ein größres —, läßt du dich
Von ihm nicht überwinden.

Wehe dem Krug! (hebräisch).

Wenn der Krug auf den Stein fällt, wehe dem
Krug!
Wenn der Stein in den Krug hineinfällt, wehe
dem Krug!
Immer, wie's dem Schicksal einfällt, wehe dem
Krug!

Alle Geschichten.

„Wir Menschen sind doch schrecklich geplagt!“
Adam hat es der Eva geklagt.
„Alle Geschichten!“ hat Eva gesagt.

Bellamys Zukunftsstaat.

Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887* — „nach dem 301. Tausend der amerikanischen Originalausgabe.“

Wäre der Ruf des Buchs nicht seiner Ueberiegung längst vorausgeeilt, der erste Eindruck dieser Ankündigung müßte der einer riesenhaften Reklame sein, würdig, die Eiferjucht eines Vacuum heranzufordern. Wie Edward Bellamys „Looking backward“ aber thatächlich beschaffen ist, so gehört die Mittheilung seiner unmittelbaren Wirkung zur wesentlichen Kennzeichnung des Buchs. Sie sagt uns: dieses Buch begegnet sich mit dem Interesse von Hunderttausenden, es ist ein Erlebnis unserer Zeit, ein Ausdruck ihrer gährenden Ideen, ein Spiegelbild der sich in ihr bekämpfenden Hoffnungen und Wünsche wie kaum ein anderes. Wie dies geschieht, deutet der Titel an: in Form einer Prophezie, die uns ausmalt, welche Zustände im Jahre 2000 an die Stelle der unsrer treten sein werden. Das ist zugleich Sozialkritik und Sozialpoesie. Und in dieser Verbindung, zeitgemäß wie sie ist, gleichzeitig an die Befürchtungen und Hoffnungen, an die Unzufriedenheit mit der Gegenwart und die Zukunftsideale unzähliger Zeitgenossen sich knüpfend, liegt das Geheimniß des unerhörten Erfolgs.

Wer nähme heute — sei's in Amerika oder in Europa — nicht Antheil an den großen Fragen nach der Möglichkeit eines Ausgleichs der sozialen Gegensätze, welche den Kampf der Interessengruppen in der modernen Gesellschaft von Jahr zu Jahr zu einer immer gefährlicher werdenden Gluth entfachen? Im Fürstenschloß, in der Bauernhütte, beim schwirrenden Triebvad unserer Industriestätten wie beim leisen Geräusch der schreibenden Feder im stillen Studierzimmer des Gelehrten, überall findet diese größte Frage des menschlichen Fortschritts ihren Widerhall. „Was will das werden?“ fragt, besorgt in das Wirrsal der sich bekämpfenden Interessen schauend, der berufene Denker der Zukunft, der Dichter. „Nach uns die Sündfluth,“ antwortet kalten Blicks der durch Materialismus und Selbstsucht verhärtete Vertreter der frivolsten Genußsucht. „Die Herrschaft des Proletariats — unsere Herrschaft, wenn ihr am Laternenspahl hängt,“ erwidert grimmig der Anarchist. „Die Auflösung aller staatlichen Ordnung, ein wilder Verzweigungskampf aller gegen alle,“ sagt, triiben Sinnes ins Weite schauend, der schwarzlichtige Zweifler. Jeder Sozialphilosoph antwortet mit einer anderen Formel, die wohl Begriffe, aber keine sinnliche Anschauung der Zukunft vermittelt; jeder Sozialdemokrat mit Forderungen, für die er eingeständenermaßen friedliche Lösung selbst noch nicht weiß; der zukunftsgläubige Idealist mit dem Bekenntniß seiner Ueberzeugung, daß die Entwicklung der Menschheit trotz aller Hindernisse der Bewirklichung eines Reichs der Wahrheit, der Liebe, der Gerechtigkeit und Daseinsfreude entgegengehe. . . . Aber die düstere Zweifelfrage: „Was will das werden?“ bleibt in Erwartung der nächsten Zukunft allerwärts bestehen.

Da kommt mit jenem stillen Lächeln um die Lippen, das der Humor erzeugt, ein Sohn des nordamerikanischen Freistaats, der hohen Schule des praktischen Lebensinns, zu uns herüber und läßt uns ein, er wolle uns ein Märchen erzählen. Seine Stimme ist mild und freundlich, seine Rede ist ernst, fast trocken; aber um seine Augen ziehen sich die Fältchen verhaltener Freude, und aus den Augen dringt ein warmer Strahl froher Begeisterung, der eine ungewöhnliche Verheißung als Schlußsatz des Märchens ahnen läßt. Und er erzählt uns, wie er im Jahre 1887 durch die Behandlung eines Magnetiseurs in einen langen, langen Schlummer verfallen sei, in einem fest geschlossenen unterirdischen Gewölbe, das er sich wegen seiner Schlaflosigkeit als Schlafkabinett hatte bauen lassen, und wie er erst im Jahre 2000 wieder erwacht sei, ohne darüber eins seiner Lebensjahre eingebüßt zu haben. Er erzählt, wie Menschen eines andern Geschlechts, eines andern Jahrhunderts in sein bis dahin unentdeckt gebliebenes Gemach gedrungen, ihn ins Leben gerufen und freundlich aufgenommen haben in ihrer ihm so fremden Welt. Mit dem Kerzer über einen langwierigen Arbeitstreit, mit den häßlichen Eindrücken von Anzeichen einer gährenden Revolution sei er eingeschlafen; erwacht aber nun zu einem Zustand der Gesellschaft, in welchem die Menschen wie Brüder einträchtig zusammen leben,

ohne Streit und Reid, Gewaltthat und Uebervertheilung; in welchem jeder in einem freigewählten Berufe gegen Leistung eines Maßes von Arbeit, das nicht größer ist, als es der Gesundheit zuträglich, völlig befreit ist von der Sorge um den kommenden Tag; in welchem es keine Unterschiede mehr giebt zwischen arm und reich, gebildet und ungebildet, sondern alle Menschen reich sind an Glück und Bildung, weil sie alle gleichen Antheil und Genuß am Nationalvermögen haben, zu dem sie alle nach ihrer Kraft und Art ein gleiches Maß durch ihre Arbeit beitragen. Und er zeigt uns, wie dieser Zustand herbeigeführt worden ist nicht durch „Theilung“ des Privatbesitzes an alle zu gleichen Theilen, sondern durch Abschaffung des Privatbesitzes, vor allem des Geldes, sowie des Handels, des Kaufverkehrs und des Kreditwesens mit eingebildeten Werthen, und an deren Stelle getreten ist der gleiche Kreditausgleich aller am Vermögen der Nation, erworben durch pflichtmäßige Arbeit vom 21. bis zum 45. Jahre, und durch ein großartiges Kooperativsystem, eine Organisation der Arbeit, in welcher der Grundsatz der Arbeitstheilung und derjenige der genossenschaftlichen Erzeugung in gleichem Maße zur Geltung kommen.

Das neue Boston des Jahres 2000 öffnet unseren erstaunten Blicken die Thore: eine Stadt mit breiten Straßen, die, von Bäumen beschattet und mit prächtigen Gebäuden umfümt, auf Plätze münden, aus deren Parkanlagen Springbrunnen und Statuen hervorstechen und die von kolossalen öffentlichen Gebäuden flankirt sind. Er führt uns in die Niesenbazare ein, wo die überrihtlichste Einrichtung eines Warenprobenlagers und praktischste Ausnutzung technischer Hilfsmittel es jedem Besucher ermöglicht, ohne besondere Bedienung jede beliebige Auswahl zu treffen und Bestellung zu machen, die durch eine ebenso prompte Expeditiionsmaschinerie umgehend erledigt wird, so daß die Ware oft noch vor dem Käufer in dessen Haus ist. Käufer? Nun, ja! Jeder Bürger, jede Bürgerin, sie haben für ihre Perion eine Kreditkarte, die auf ihren jährlichen Antheil am Nationalvermögen ausgestellt ist und auf welcher bei jeder Erwerbung der entsprechende Betrag kupirt wird.

Das neue Boston kennt keine Herren und keine Diener, nur Arbeiter und Arbeiterinnen, deren Gesammtheit ähnlich gegliedert ist wie ein Heer bei allgemeiner Wehrpflicht, und in welchem die Wahl der Waffe, d. h. der Berufsart, dem persönlichen Ermessen überlassen bleibt, das Aufrücken zu leitenden Stellen aber durch die persönliche Leistung bestimmt wird. Die ganze Nation, Frauen und Männer, geht in diesem Heer auf; an seiner Spitze steht der Präsident der Nationalrepublik; die Veteranen, welche Ehrenmitglieder ihrer Berufsgenossenschaften sind, üben durch Wahl die Besetzung der oberen Verwaltungsposten aus. Der neue Staat kennt keinen Reid, keinen Diebstahl, keine Heirath aus Eigennutz, keine Vermögensprozesse, keinen Krieg, weil er kein Geld kennt. Er übernimmt die Erziehung der Kinder mit der ausgesprochenen Absicht, deren eigenthümliche Anlagen für irgend einen Arbeitszweig zu entdecken, zu entwickeln und für die Zwecke der nationalen Arbeit zu üben.

Und damit es dem persönlichen Ehrgeiz nicht an Zielen fehle, winken der besonderen Leistung als Lohn öffentliche Anerkennung, soziale Auszeichnung, amtliche Nachstellung. Das künstlerische und wissenschaftliche Talent findet seine besondere Wartung; der Genuß der Kunst ist Allgemeingut bei reichster Auswahl für den persönlichen Geschmack; vom 45. Jahre an ist der Hauptzweck des Daseins, nur noch den höheren Genüssen der Kultur zu leben.

Gar anziehend, das Herz mit Ahnungen eines neuen goldenen Zeitalters berauschend, entrollt Bellamy diese Bilder. Und jeden Zweifel, der sich gegen die Möglichkeit dieser Friedenswelt regt, ist er sofort bereit, zu beschwichtigen durch blendende Beweisführung, den Protest des Individualismus durch die eiserne Verheißung, daß in seinem Zukunftsstaat die persönliche Freiheit, die Behaglichkeit des Familienlebens, die Lust an Bewegung und Veränderung keineswegs zu kurz kommen.

Aber freilich — ein Märchen ist ein Märchen! Es kann uns schöne Zukunftsträume noch so glaubhaft machen, ihre Erfüllung bleibt Sache der Zukunft. Die Gegenwart kann sie nur durch Beherzigung des sittlichen Kerns verwerten. Auch Bellamys Zukunftsstaat der nationalisirten Arbeit ist eine „Utopie“, ein

* Leipzig, Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

„Nirgendheim“, wie Thomas Morus' „Utopia“, Bacon's „New Atlantis“, Campanellas Sonnenstaat oder die idealen Gesichte, denen Schillers Poja und Lessings Nathan Ausdruck verleihen. Aber noch nie hat sich ein Erzeugniß der Phantasie, wie es jede Utopie ist, so sehr an das Vorhandene anzulehnen verstanden wie Bellamys „Jahr 2000“, noch nie war für eine solche Prophetie so viel Wirklichkeitsstoff zur Anknüpfung in der Welt wie in unseren Tagen, wo die Ueberaschungen der Technik, die Fortschritte des neuen Kulturmotors, der Elektrizität, die Erfolge der Verstaatlichung großer Betriebsanstalten, wie der Eisenbahnen, der Drang der Industrie zu bisher unerhörter Zusammenfassung der Arbeit zc. auf große Veränderungen in allen Gebieten des sozialen Lebens hinweisen.

Und mit großer Kunst hat der ebenso warmherzige wie phantasiereiche Amerikaner all das Wirkliche zur scheinbar festen Unterlage seines lustigen Baus gemacht, den er als verlockendes Zauberbild in den blauen Aether der Zukunft emporhürmt. Daher das vielerorts auftretende Mißverständnis, dies Werk

eines humoristischen Dichters für ein ernstgemeintes Sozialreformprogramm zu nehmen; daher die Thatsache, daß eine neue politische Partei in Amerika schon jetzt ihre Forderungen auf Bellamys Looking backward stützt; daher die Gerüchte, in Boston bestehe bereits ein Verein, der begonnen habe, Bellamys Pläne „probeweise“ zu verwirklichen! Für den denkenden Menschen richten solche Versuche, den Traum eines Dichters in die raube Welt der Wirklichkeit einzuführen, sich selbst. Er weiß, daß dies immer und überall ein vergebliches Beginnen bleibt. Er faßt die lustigen Gespinste einer weitausegreifenden Phantasie als das, was sie sind, als die gestaltgewordene Sehnsucht einer edlen Seele, als ein Bekenntniß zu dem Glauben an den Fortschritt der Menschheit. Und fortschreiten wird die Menschheit, wenn sie auch den Sprung ins Land der Märchen niemals machen wird; fortschreiten wird sie, aber die Weltentwicklung läßt sich nicht meistern, nicht von dem Dichter und nicht von dem Revolutionsmanne; fortschreiten wird sie — dieser Glaube ist es, der auch um Bellamys Buch eine so große Gemeinde versammelt hat.

Finstere Mächte.

Kochdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(1. Fortsetzung.)

Eine Bauerngeschicht von Einar Weidrod.

Die Otterhofbäuerin, eine behäbige, dumme, gutmüthige Frau, Erbtöchter eines reichen Volkshufners, bemerkte mit Befremden die Zeichen der Neigung Evas zu einem Knechte; sie konnte sich eine solche Geschmacksverirrung nicht erklären, sie warnte Eva, sich beim Bauer etwas anmerken zu lassen, und schüttelte bedenklich den Kopf, als das Mädchen feuerroth wurde, sowie sie Rupert erwähnte.

„Es ist Zeit, daß Du Dich mit dem Burthard fest versprichst!“ sagte sie; „Du wirst gar zu wunderlich!“

„Den Burthard will ich nicht!“ stieß Eva hervor.

„Mir wär' er auch zu roh,“ sagte die Bäuerin. „Gieb acht, der schlägt Dich in den ersten paar Tagen!“

„Ich will ihn nicht!“ wiederholte Eva.

„Nun ja, das wird sich schon finden,“ sagte ruhig die Bäuerin. „Nimm Dich nur beim Jakob in acht, wenn der merkt, wie sonderbar Du mit dem Rupert bist, wird er fuchswild.“

Jakob war aber nicht so blind, nichts zu merken. Er merkte sowohl Evas als Ruperts Liebe, aber seitdem er den letztern schätzen und achten gelernt hatte, konnte er nicht umhin, es höchst begreiflich zu finden, daß ein Mädchen ihn dem rohen, untauglichen, faulen und dabei schwächtigen, mansehnlichen Burthard vorzog.

Ganz ohne jede Spur von „Fuchswildheit“ redete er eines Tages Rupert, der mit einem Sack Kartoffeln über den Hof ging, darauf an und erklärte ihm, daß auch er es viel lieber sehen würde, wenn die Eva ihn nähme und nicht den Burthard, daß es aber doch nun einmal zu den Unmöglichkeiten gehöre, so lange er keinen eignen Hof habe, und daß er es sich deshalb ja nicht einfallen lassen solle, mit der Eva je ein Wort von Liebe zu reden, da alsdann seines Bleibens auf dem Hofe nicht mehr länger sein könne. Rupert verlegte sich nicht aufs Zeugnen, er gab finster zu, daß er Eva liebe und daß er wohl wisse, daß es ganz aussichtslos sei.

„Ihr könnt Euch darauf verlassen, Bauer,“ sagte er bitter, „ich weiß, was sich für einen Knecht gehört gegenüber einer reichen Bauertochter. Zu einem eignen Hof kann ich's ja doch mein Lebtag nicht bringen!“

Jakob zuckte die Achseln. „Ich glaub's selbst nicht, daß Dein Großvater, der alte Schachtelschniper, große Schätze in der Tenne hat, und was Deine Mutter beim Lohnspinnen eripart hat, reicht auch wohl nicht aus zu einem eignen Hof, wenn's auch fein besserer zu sein brauchte wie Euerer draußen in der Moorheide, wo keine Krähe sich satt fressen kann.“

„Na, Bauer, es könnte doch sein, daß der Moorheidehof einmal dem Rupert gehört,“ sagte ein Knecht, der schon eine Weile gehorcht hatte, indem er jetzt näher trat. „Gestern hat's in der Blauen Schwalbe beim Kegelschieben Schlägerei gegeben, und da ist der Burthard so übel zugerichtet worden, daß er daheim hinterm Ofen sitzt und vom Doktor hat vernäht werden müssen.“

„Das ist nicht das erste Mal,“ sagte Rupert, während Jakobs Augenbrauen sich in verhaltenem Zorne über den rausluftigen

Nessen finster zusammenzogen. „Wer am Werktag zum Kegelschieben geht, trifft dort nichts als Tagelöhne und schlechtes Gesindel, da giebt's immer Keilerei.“

„Diesmal hat er aber einen so bösen Hieb bekommen, daß es das nächstmal nur ein bißchen tiefer zu gehen braucht, dann gehört der Hof dem Rupert,“ bemerkte der Knecht.

„Schweig!“ fuhr ihn der Otterhofbauer an, froh, seinen Grimm an jemand auslassen zu können. „Setz' dem Rupert nicht solche Mucken in den Kopf; über so was hat schon gar mancher so lang gegrübelt, bis er dann selber nachgeholfen hat und zum Mörder geworden ist.“

„Zum Mörder, der Rupert?“ rief der Knecht. „Nein, Bauer, so hab' ich's nicht gemeint, ich meine nur, es könnte sich ganz gut zufällig mit einem andern so fügen. Der Burthard trinkt und raucht das ganze Jahr, da kann es doch leicht geschehen, daß einer einmal zu gut trifft. Zum Mörder braucht darum der Rupert nicht zu werden.“

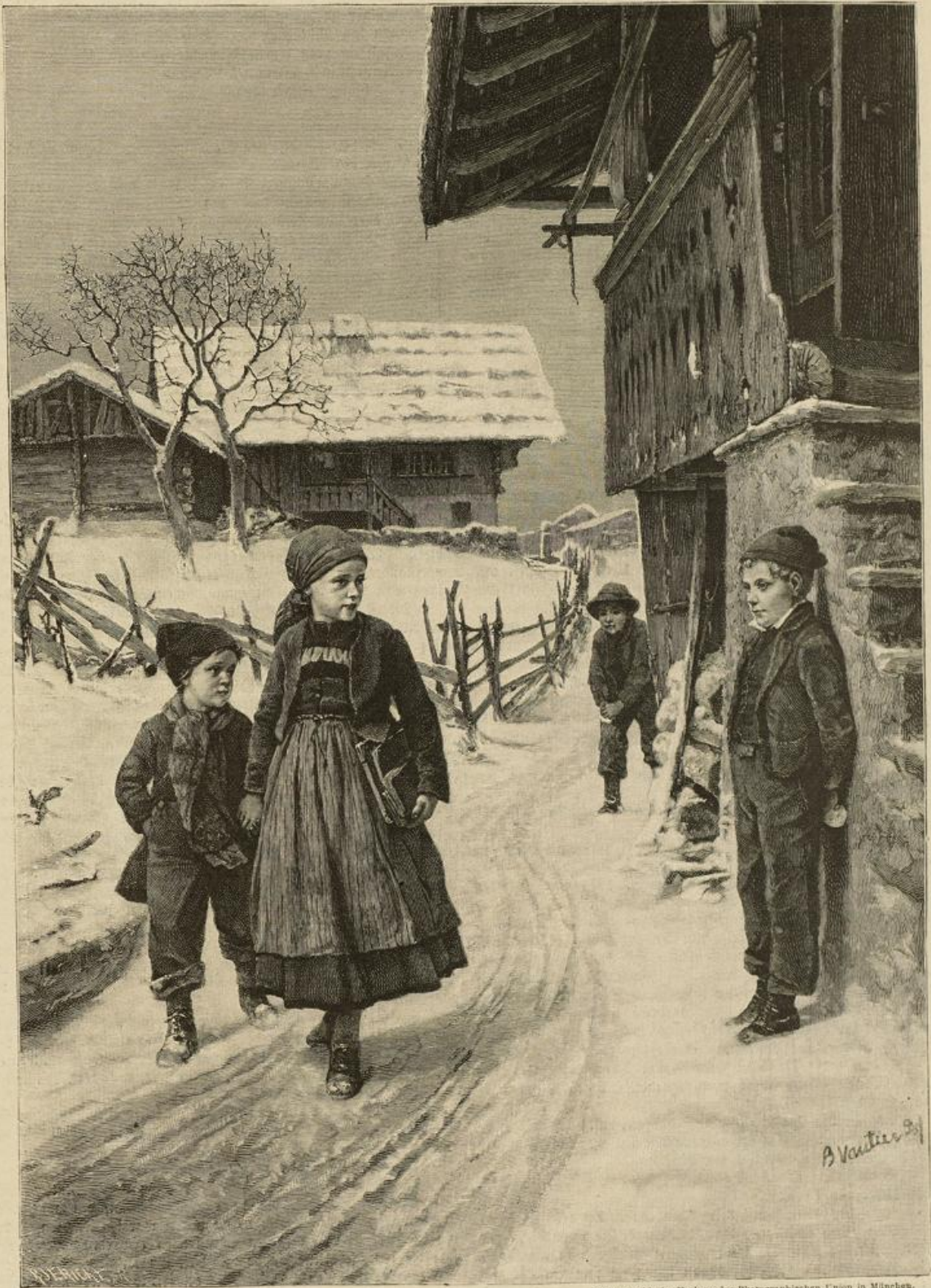
Jakob entfernte sich brummend, und nun sagte der Knecht zu Rupert: „Weißt Du auch, worüber sie gestern in der Blauen Schwalbe gerant haben? Es hatte einer den Burthard damit gehänfelt, daß Du sehr in Gunst ständest bei der Eva. Also nimm Dich vor ihm in acht! Dem, der das gesagt hat, hat er gleich mit dem Messer geantwortet, der versteht keinen Spaß!“

Rupert zuckte die Achseln und trug schweigend den Sack in den Keller hinab.

Schon blieben auf dem Otterhofe die aus- und eingehenden Knechte vor den Fenstern der Stube stehen, in der sich der Bauer aufzuhalten pflegte, und horchten auf die lauten, zornigen Stimmen, die immer heftiger herauskallten. Burthard war, nothdürftig genesen, zu seinem Oheim gestürzt und setzte diesen heftig darüber zur Rede, daß er eine Liebschaft zwischen dem Rupert und der Eva duldele. Der Otterhofbauer war aber nicht der Mann, der sich zur Rede setzen ließ, und Burthard merkte alsbald, daß er mit seinen Drohungen und Vorwürfen an den Unredten gekommen war; er fing an, sich vor Jakobs maßlosem Zorn zu ängstigen, und versiel in ein scheues, finsternes Schweigen, während Jakobs donnernde Stimme noch lange im ganzen Hause gehört wurde.

„Und jetzt mach', daß Du hinauskommst, Tagelöhne, Taugenichts, Kaufbold!“ schloß Jakob seine niederschmetternde Strafpredigt. „Die Ev' nimmt keinen, der nicht auf eigem Grund und Boden sitzt, das weißt Du so gut wie ich, aber Dich nimmt sie auch nur, wenn Du ganz anders wirkst. — Da kommt der Rupert,“ fuhr er fort mit einem Blick in den Hof. „Verhalt Dich still, verstanden? Kein Wort sprichst Du mit ihm, oder ich fahr' Dir dazwischen, daß Dir Hören und Sehen vergeht!“

Rupert trat in die Stube und warf einen erkannten Blick auf seinen mit verbissener, düsterer Miene in einer entfernten Ecke



Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

Winterliß.

Nach einem Gemälde von B. Vautier.

stehenden Bruder; er begrüßte ihn kurz und wandte sich dann zu dem Bauer, der noch immer aufgeregter hin und her ging.

„Meine Mutter war hier, Bauer.“ begann er; „sie sagt, der Herr Förster hätt' erlaubt, daß sich mein Großvater droben an der Klauenschlucht Tannenzweige holt zur Stren für sein Stück Vieh. Der alte Mann kann nicht selbst hinauf, da wollt' ich Euch bitten, daß Ihr mich auf ein paar Stunden hinauflaßt, die Mutter wünscht's.“

„Tannenzweige zur Stren!“ höhnte Burkhard aus seiner Ecke. „Das giebt einen feinen Dünger! Aber freilich, für die paar Kartoffeln, die Dein Großvater zieht, wird er gut genug sein!“

„Mit Dir red' ich nicht!“ sagte Rupert barsch.

„Meinst Du, ich ließ' mir den Mund verbieten und noch dazu von einem Knecht?“ fuhr Burkhard auf und stürzte ohne weiteres mit erhobenen Fäusten auf Rupert los. Dieser packte ihn aber mit eisernem Griff an der Kehle und in der nächsten Sekunde lag Burkhard der Länge nach auf dem Boden. Gewandt wie eine Kacke sprang er wieder auf, aber die rauhe, kraftvolle Faust des Otterhofbauern verhinderte die Fortsetzung des Kampfes. Er packte jeden der Gegner, die mit funkelnden Augen sich maßen, am Arm und hielt sie auseinander.

„Haltet Ruh!“ donnerte er. „Rupert, der Burkhard ist mein Neffe und Du bist mein Knecht, das vergiß nie wieder! Geh' jetzt, hol für Deinen Großvater die Tannenzweige, aber um sechs Uhr bist Du wieder hier und fährst die Dreschmaschine hinunter auf den Unterhof!“

Rupert ging schweigend hinaus.

„Du bleibst, bis er fort ist!“ sagte Jakob zu Burkhard.

„Wenn Ihr jetzt hintereinander käm't, so gäb' es blutige Köpfe!“

„Wir werden schon hintereinander kommen, dafür steh' ich Euch, Ohm!“ murmelte Burkhard, indem er mit feindseligem Blick in den Hof sah, wo Rupert, mit einer Art, Strohscheitel und einem schweren Hackloß versehen, eben sich zum Fortgehen rüstete. Am Köhrendrummen stand Eva, die den Salat für das Abendessen wusch; Rupert trat auf sie zu, und Burkhard sah, wie sie ihm die Hand gab. Burkhards Augen funkelten und er preßte halbblaue Drohungen zwischen den Zähnen hervor.

Aus einem der Ställe kam Magnus gelaufen.

„Wo gehst Du hin, Rupert?“ rief er, „nimm mich mit!“

„Das geht nicht,“ entgegnete Rupert freundlich, „ich gehe hinaus in die Klauenschlucht, wo die schwarzen Felsen und der große Wasserfall sind; da darfst Du nicht mitgehen. Das ist zu weit für Deine kurzen Beinchen und Du könntest auch in den Wasserfall stürzen.“

„Ich könnte mein Schiffchen hineinsetzen!“ rief Magnus mit leuchtenden Augen.

„Dein Schiffchen segelt viel besser im Brunmentrog oder auf dem Mühlbach,“ erwiderte Rupert.

Magnus wollte noch weiter drängen, aber jetzt rief der Otterhofbauer durch das Fenster ihm in strengem Tone zu, er müsse da bleiben, die Klauenschlucht sei zu gefährlich für ihn.

Rupert verließ den Hof. Am Thore schaute er sich noch einmal nach Eva um, die, noch immer am Brunnen, Magnus' stets schmutziges Gesichtchen mit einem Zipfel seiner Kittelschürze abwusch; sie hütete sich ängstlich, sich nach Rupert umzuwenden, denn sie hatte Burkhard am Fenster stehen sehen. Kurz darauf kam dieser am Brunnen vorüber; er blieb stehen und betrachtete Eva mit Blicken, aus denen weit eher Haß als Liebe sprach.

„Wann gehst Du denn wieder zum Tanz?“ fragte er in grobem Tone. „Das ist ja ganz wunderbar, daß Du da nie mehr zu sehen bist!“

„Es läßt ja immer auf eine Schlägerei hinaus,“ entgegnete Eva kurz; „daraus mach' ich mir nichts. Du magst's schon eher gewöhnt sein, drum geh' Du nur hin!“

„Kommst Du nächsten Sonntag?“ fragte Burkhard in einem Tone heimlicher Drohung.

„Nein, da ist Rindtauf' beim Rainbauer. Da geh' ich hin.“

„So! Der Rainbauer ladet wohl auch die Knechte ein zur Rindtauf', drum gehst Du hin?“ höhnte Burkhard grimmig.

Eva zuckte die Achseln. Dann nahm sie ihre Salatschüssel auf, ließ Burkhard ohne Gruß stehen und ging ins Haus zurück. Burkhard sah ihr eine Weile nach, dann verließ auch er den Hof.

Im Hausflur begegnete Eva dem kleinen Magnus, der mit seinem Segelschiffchen zur Thür hinaus wollte.

„Wo gehst Du hin?“ fragte sie zerstreut, das Herz noch voll zorniger Erregung über Burkhards Reden.

„An den Mühlbach,“ erwiderte Magnus.

„Kall' ja nicht hinein!“ warnte Eva.

„Nein, nein!“ versicherte Magnus.

Er schlüpfte eiligst hinaus.

Die Nebel, die aus den Wiesenhätern aufstiegen, verflüchteten das Nahen des Abends.

Die Dreschmaschine, die um sechs Uhr in den Unterhof gefahren werden sollte, war aus der Scheuer herausgeschoben worden; aber nun stand sie verlassen im Hof und niemand dachte daran, die Pferde anzuschirren. Im Otterhofe herrschte Bestürzung und Aufregung, denn bereits seit zwei Stunden vermehrte man den kleinen Magnus, und alle Bewohner des Hofes, alle Nachbarn waren unterwegs, um ihn zu suchen. Einige durchstöberten mit Stangen den nur wenige Fuß tiefen Mühlbach; das Wehr war gerade geschlossen gewesen und das Mühlrad gestellt, so daß bald festgestellt werden konnte, daß das Kind nicht darin lag; andere liefen die Landstraße entlang oder suchten im Walde. Der kleine Gänsehirt dachte an den Ententeich hinter der Hutwiese, und da Magnus mit seinem Segelschiffchen weggegangen war, eilte er dorthin.

Der Otterhofbauer, der mit angstgefolgertem Herzen es kaum über sich vermochte, äußerlich ruhig zu bleiben, kam auf den Gedanken, Magnus könnte seinem geliebten Rupert in die Klauenschlucht nachgefolgt sein, und machte sich schleunigst auf den Weg dorthin; er sagte keinem Menschen etwas davon, er wollte allein sein mit seiner Angst, deren er sich vor Zeugen geschämt hätte. Er hatte sein Weib zu einer Nachbarin sagen hören: „Der Jakob ist ganz auseinander vor Angst,“ und ihm, der so stolz auf seine kaltblütige Ruhe war, hatte das einen empfindlichen Stich ins Herz gegeben.

Die Ruhe, mit der inzwischen die Bäuerin die Kartoffeln zur Abendsuppe schälte und in Scheiben in den Topf schnitt, war keine erlittene; es kam ja hundertmal vor, daß Kinder sich verließen, es war ganz in der Ordnung, daß man sie suchte, aber wozu diese erregten Gesichter, das Hin- und Herlaufen, diese Aufregung, als wäre etwas Unerhörtes geschehen? Es war gut, dachte die Bäuerin, daß sie vernünftiger war! Sie allein war daheim geblieben und that gelassen die liegende Arbeit; auch die Abendsuppe ihres Söhnchens, die Eva bereits gekocht hatte, hielt sie sorgfältig warm und hütete sie vor dem Ueberfluchen.

Jetzt sah sie den kleinen Gänsehirt in größter Eile über den Hof laufen. „So, der wird ihn wohl gefunden haben,“ dachte sie, den Topf mit Magnus' Suppe etwas zur Seite schiebend, um sie abkühlen zu lassen. Magnus ah nichts Heißes.

„Bäuerin, Bäuerin!“ rief athemlos der Gänsehirt, „der Magnus liegt drüben am Ententeich, dicht am Rande. Er ist ganz naß und zittert so, daß er nicht gehen kann. Zum Tragen ist er mir zu schwer, kommt schnell!“

„Bleib' hier in der Küche, Peterle, es ist sonst niemand daheim,“ sagte die Bäuerin, sich die Hände an der Schürze abwischend. „Wenn der Speck geschmolzen ist, kannst Du die Zwiebeln hinein thun.“

So schnell, wie ihre Behändigkeit es erlaubte, eilte sie über die Hutwiese, über welcher der Nebel dick und feucht lag, auf den Ententeich zu; an seinem mit einzelnen Strauchwerk bepflanzten Rand fand sie Magnus, ganz in sich zusammengekauert, mit nassen Kleidern, zitternd und wimmernd.

„Was hast Du denn angestellt, Du böser Bub?“ fragte sie, indem sie ihn in die Arme nahm; „bist' in den Teich gefallen?“

Magnus' Zähne klapperten, er gab keine Antwort.

„Wirst' Dich recht verkältet haben,“ sagte die Mutter, und noch schneller, als sie gekommen war, eilte sie auf den Hof zurück. Dort zog sie Magnus aus, rieb ihn mit warmen Tüchern, steckte ihn in sein mit vielen heißen Steinkeugen erwärmtes Bett, gab ihm die bereitgehaltene Suppe und ließ ihn schlafen. Da sie sah, daß er zum Erzählen zu erschöpft war, fragte sie ihn nicht weiter aus; es war ja auch ganz unwichtig, zu erfahren, was ihm geschehen war. Nach einigen Minuten ging sie leise zur Kammerthür und sah nach, ob Magnus schlief; er lag wach, erhitzt und aufgeregter in seinen Kissen.

„Mutter, Mutter, geh nicht fort!“ rief er, als er die Bäuerin erblidete.

„Warum nicht?“ entgegnete sie. „Du fürchtest Dich doch nicht? Ich will mein Spinnrad holen und mich zu Dir setzen.“

„Nein, nein, bleib hier!“ sagte Magnus aufgeregt und weinerlich. „Hol Dein Spinnrad nicht! Wenn Du hinausgehst, kommst Du nicht wieder herein!“

Die Bäuerin setzte sich auf eine Truhe und blieb ruhig sitzen, bis tiefe, ruhige, wenn auch etwas heisere Athemzüge ihr ankündigten, daß der kleine Ausreißer fest eingeschlafen war.

Peter war mittlerweile herumgelaufen und hatte die Nachricht von Magnus' Rückkehr verbreitet. Zum Otterhofbauer wäre sie wohl nicht gedrungen, denn an die Klausenschlucht dachte niemand; dieser aber war nach einiger Zeit von selbst umgekehrt, um, von planloser Unruhe getrieben, noch einmal, ehe er weiter ging, auf dem Hofe nachzusehen, ob man Magnus nicht etwa gefunden habe. Eine Centnerlast fiel ihm vom Herzen, als er erfuhr, daß sein Lieblich ruhig schlafend und unverletzt im Bette liege; am liebsten hätte er laut aufgeweint oder laut aufgeschrien; aber feins von beiden that er und versagte es sich sogar, in die Kammer zu gehen und sich an dem Anblick des wiedergefundenen Kindes zu weiden; es galt jetzt doppelt, allen Leuten, die ihm die Angst angemerkt hatten, Ruhe zu zeigen.

Er bemerkte sofort die Dreschmaschine und fragte unwillig, ob Rupert noch nicht zurückgekommen sei. Die Knechte wußten nichts, sie waren bloß herumgelaufen, Magnus zu suchen. Da vor Einbruch der Nacht viel veräumdete Arbeit nachzuholen war, so war niemand da, um die Dreschmaschine auf den Unterhof zu fahren, und nach einer halben Stunde ungeduldigen Wartens machte sich Jakob zum zweitenmal auf den Weg zur Klausenschlucht, um nachzusehen, wo Rupert so lange bliebe. Bei dessen Pünktlichkeit und Pflichttreue war anzunehmen, daß ihm ein Unfall zugestoßen sei; dennoch ging Jakob viel leichteren Herzens als vorher den steilen, felsigen Pfad hinauf, der in die Klausenschlucht führte.

Es war eine unheimliche, öde Gegend; der Pfad führte hoch hinauf in den Wald oberhalb des Wasserfalles und wurde nur zu Zeiten, wenn dort oben Holz gefällt wurde, von Waldarbeitern betreten, sonst war er stets unbetreten. Eng wand er sich zwischen dem hohen, aus Felsstücken und Geröll bestehenden Abhang, auf dessen Höhe düstere Tannenwäldchen sich meilenweit erstreckten, und dem mit starkem Gefälle gurgelnd und rauschend herunterstürzenden Wasser empor. Oberhalb des Wasserfalles wurde die Schlucht breiter und der Pfad führte vom Wasser ab, seitwärts in den Tannenwald, dessen dunkle Tiefen ins Unendliche zu führen schienen.

Bis zum Wasserfall aber brauchte Jakob nicht zu gehen. Schon halbwegs traf er mit Rupert zusammen. Dieser saß auf einem Stein am Rande des Wassers, in gebeugter müder Haltung, mit bleichem verfürten Gesicht, über welches Blut herabrieselte; auch seine Kleider und seine Hände waren blutig und seine von Blut verklebten Haare zeugten von einer Wunde am Kopfe. Er achtete nicht auf Jakobs Naben und blickte nicht zu ihm auf, als dieser vor ihm stehen blieb.

„Na, Rupert, was ist Dir denn geschehen?“ fragte der Bauer in mehr unzufriedenem als mitleidigem Tone.

„Nichts,“ erwiderte Rupert, dumpf vor sich hinstarrend.

„Nichts? Du blutest aber!“

Rupert fuhr sich mit der Hand nach dem Kopfe, als müßte er sich überzeugen, daß er verwundet sei. Dann zog er sein Taschentuch hervor und begann es zusammenzulegen, um sich damit zu verbinden.

„Komm nach Haus!“ sagte Jakob. „Du bist schlimm zugerichtet und hast Deine fünf Sinne nicht mehr beisammen. Kannst Du nicht einmal sagen, was Dir geschehen ist?“

„Ich bin gestürzt,“ erwiderte Rupert mit matter Stimme. „Sagt es dem Vater und der Mutter nicht!“

Ruperts verfürtes Weien fiel dem Bauer auf; er sah ihn scharf an und fragte mit finster gekrauter Stirn:

„Sag, Bursche, Du hast doch nicht etwa Streit mit dem Burkhard gehabt? Hat der niederträchtige Kaufbold seinen eigenen Bruder . . .“

„Nein, nein!“ unterbrach ihn Rupert hastig; „ich bin gestürzt. Sagt's dem Vater nicht!“

„Steh' auf und komm nach Hause!“ wiederholte Jakob.

Rupert erhob sich wankend. Aber der kraftvolle Arm des Otterhofbauers war eine wirksame Stütze, und so gelangte der Verwundete in verhältnismäßig kurzer Zeit auf den Hof. Die Knechte und Mägde ließen aus allen Ecken zusammen und umringelten ihn mit lauten Schreckensrufen.

„Hat das der Burkhard gethan?“ riefen mehrere mit Empörung.

„Nein, ich bin gestürzt,“ erwiderte Rupert.

„Du hast aber eine Wunde an der Stirn und eine am Hinterkopf,“ sagte einer der Knechte. „Du kannst doch nicht auf den Vorder- und Hinterkopf zugleich gefallen sein?“

„Wo hast Du Dein Handwerkszeug, Deine Art und Deinen Klotz?“ fragte ein anderer.

„Das liegt alles oben in der Klausenschlucht,“ erwiderte Rupert; „thut mir den Gefallen und holt es mir!“

Oben fuhr in seinem Nordwägelchen der Dodensörther Arzt am Hofthore vorüber. Rasch eilte Eva, die bisher wie gelähmt vor Schreck, stumm und regungslos dagestanden hatte, dem leichten Gefährt nach. Der Arzt hörte ihr angstvolles Rufen und hielt sein Pferd an. Athemlos und mit Thränen in den Augen erzählte ihm Eva, daß Rupert gestürzt und schwer verletzt sei.

„So such' nach reinem alten Leinen und reiße es in lange Streifen!“ sagte der Arzt, und, sein Pferd wendend, fuhr er in den Otterhof.

Rupert war in seine Kammer geführt worden, und der Otterhofbauer, der bei Unglücksfällen stets selbst zugriff, ohne sich erst umzusehen, ob sich kein anderer dazu verstände, wusch eigenhändig die Kopfwunden, während die Mägde frisches Wasser herbeischafften und das blutige hinaustrugen. Der Arzt kam hinzu, verband die Wunden mit schneller, geschickter Hand und sagte, sie hätten nichts zu bedeuten.

„Er ist aber nicht recht bei sich,“ bemerkte der Bauer. „Er ist ganz dufelig und dämelig und kann nicht einmal erzählen, wie er eigentlich gestürzt ist.“

„Gestürzt ist er allerdings und zwar auf den Hinterkopf,“ sagte der Arzt. „Rupert, wo hast Du die Stirnwunde her?“

Rupert lag auf dem Bette mit geschlossenen Augen, in einer Art Halbbschlummer; das Verbinden hatte ihn sehr erschöpft. Er öffnete jetzt die Augen und murmelte: „Ich bin gestürzt.“

„Du hast einen gewaltigen Schlag gegen den Kopf erhalten und bist hingestürzt,“ sagte der Arzt. „Wer hat Dir den Schlag gegeben?“

Rupert schwieg.

„Der Schlag rührt von etwas Stumpfen her,“ sagte der Arzt, „von einem Hammer zum Beispiel.“

„Ich glaube, er hat mit dem Burkhard Streit gehabt,“ bemerkte der Bauer. „Man merkt ihm an, daß er etwas nicht sagen will. Die zwei sind gewiß hintereinander gekommen!“

„Die eigenen Brüder!“ sagte der Arzt. „Da kann ich ja gleich auf den Moorbeidhof fahren und nachsehen, ob der Burkhard auch Löcher im Kopfe hat!“

„Ich bitte, Herr Doktor, sehen Sie sich erst noch den Magnus an,“ sagte zögernd der Bauer. „Er ist heute nachmittag in den Ententeich gefallen.“

„So? Nichts als Unglück heute bei Euch, Bauer! Na, ein kühles Bad wird dem strammen Burschen nichts anhaben können! Ich will aber doch noch ihm sehen.“

Er folgte dem Otterhofbauer in die Kammer, wo Magnus fest schlief. Der Arzt besuchte und behorchte ihn und konnte dem angstvoll zusehenden Vater die Versicherung geben, daß nur etwas Schnupfen zu befürchten sei.

„Mit Rupert wird es auch bald besser werden,“ bemerkte er im Weggehen. „Er ist noch betäubt von dem heftigen Schläge, er wird bald wieder zu klarem Bewußtsein kommen.“

Er bestieg sein Nordwägelchen und fuhr davon, während Jakob die Pferde aus dem Stalle zog, um selbst die Dreschmaschine auf den Unterhof zu bringen, wo am andern Morgen Punkt vier Uhr das Dreschen beginnen sollte, die Maschine also geheißt und zum Betriebe fertig sein mußte.

Da erschienen am Hofthore ein paar dunkle, in Lumpen gehüllte, kräftige Gestalten, die in der mittlerweile hereingebrochenen Dunkelheit ein unheimliches Aussehen hatten; sie traten näher, und Jakob erkannte, daß es Waldarbeiter waren, wie man sie in der Klausenschlucht und an anderen schwer zugänglichen Stellen der großen Wäldungen anzutreffen pfllegt, in denen die besseren Holzleute nicht arbeiten wollen.

„Guten Abend, Bauer,“ sagte der eine, seinen breiten Filzhut lüftend. „Wir kommen vom Moorheidehof; wir haben dem Bauern Burkhards neuen grünen Hut mit den Pfauenfedern gebracht, der droben in der Schlucht am Wasserfall lag. Der Moorheidler sagt aber, seit vielen Stunden sei Burkhard fort und noch nicht wieder daheim gewesen, und er läßt bei Euch anfragen, Bauer, ob er vielleicht hier im Otterhofe sei.“

„Und hier,“ sagte ein anderer, während der Otterhofbauer verneinend den Kopf schüttelte, „ist Ruperts großes Gartenmesser, das lag auch am Rande des Wasserfalles, und hier sind seine Art und sein Hackloß. Aber der ist ganz voll Blut und sein Messer auch!“

Den Otterhofbauer überriefelte es kalt. Wie ein Blitz durchfuhr ihn der Gedanke, daß hier etwas Schreckliches an den Tag komme, und mit einem Gefühle des Abscheus nahm er die blutbesleckten Gegenstände in Empfang.

„Die Bündel Tannenzweig, die Rupert zusammengebunden hatte, haben wir zum alten Schachtelschniger geschafft,“ bemerkte einer der Waldarbeiter.

„Gut,“ sagte Jakob kurz, „ich will Euch einen halben Tagelohn bezahlen. Dafür geht Ihr zurück nach Dudenföth und sagt meinem Schwager, Burkhard sei nicht hier.“

„Das wird er nicht anders erwartet haben,“ sagte der erste Waldarbeiter. „Er meinte gleich, Burkhard sei in den Wasserfall gestürzt. Gerade oberhalb des stärksten Gefalles, wo die Steine den Bach noch dämmen, lag sein Hut am Wasser und Ruperts Messer daneben.“

„Ja, Ruperts Messer daneben!“ wiederholte ein anderer mit Betonung; „wir haben's dem Moorheidler gar nicht gezeigt.“

„Geh!“ befahl der Otterhofbauer. „Geh!“ donnerte er mit der Stimme eines gereizten Löwen, als die Leute noch zögerten. Wie gescheuchte Unglücksräben stoben sie davon und verschwanden im Dunkeln.

Der Bauer stürzte in die Stube, nahm das Löffelchen von der Wand und ging damit in Ruperts Kammer.

Dieser lag nicht mehr auf dem Bette; er hatte Licht gemacht, saß auf einem Schemel und starrte still vor sich hin; er fuhr auf, als der Bauer polternd hereinstürzte und ihn mit eisernem Griffe am Arme packte.

„Mensch, jeht geist, was geschehen ist!“ schrie Jakob. „Burkhard ist in der Klausenschlucht gewesen! Warum hast Du's geleugnet? Ihr seid aneinander gekommen, denn Dein blutiges Messer, siehst Du, das Messer hier, hat neben seinem Hut gelegen! Warum hast Du's geleugnet?“

Rupert war leichenbläß geworden und heftig machte er sich aus Jakobs Händen los.

„Bauer, Ihr fragt . . . Ihr fragt so — als glaubtet Ihr . . . als glaubtet Ihr, ich hätte dem Burkhard etwas angethan, als hätte ich ihn gemordet!“ rief er mit unheimlich blitzenden Augen.

Den Bauer überließ es wieder kalt.

„An welcher Stelle hast Du gearbeitet droben in der Schlucht?“ fragte er mit erzwungener Ruhe.

„Im Gehölz, unterhalb vom großen Wasserfall, hundert Schritt seitwärts über dem Weg,“ antwortete Rupert, Jakobs Gesicht mit finsternen Blicken prüfend.

„Und hart am großen Wasserfall, da wo der Bach sich vor dem Sturze staut, hat Deines Bruders Hut gelegen! Und Du hast Burkhard nicht gesehen?“

„Ich habe ihn gesehen, aber ich wollte es nicht sagen,“ entgegnete Rupert nach einigem Zögern. „Er kam herauf und fragte mich, ob ich gutwillig auf die Eva verzichten wolle, sonst wolle er mir jezt die Fahrkarte in die Hölle besorgen. Ich saß oben auf einer Tanne und, da er nicht klettern kann, so lachte ich und sagte, er solle mich doch holen. Da nahm er den Klotz, auf dem ich meine Zweige zerhackte, und warf ihn mir so furchtbar an den Kopf, daß ich herunterstürzte, und dann weiß ich nichts mehr von mir.“

„Warum hast Du das nicht gleich so erzählt?“ fragte Jakob kalt. „Warum hast Du geleugnet, daß Du mit dem Burkhard Streit gehabt hast?“

„Weil sich's der Vater immer so zu Herzen nimmt, wenn mir der Burkhard etwas Böses thut,“ erwiderte Rupert. „Und dann war mir's auch noch so wüth im Kopf, wie Ihr mich in der Schlucht gefunden habt . . . Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, damit der Vater nichts erfährt.“

„Und was ist aus Burkhard geworden?“

„Das weiß ich nicht. Ich war ja wie todt!“

„Er scheint in den Wasserfall gestürzt zu sein. Er ist nicht nach Hause gekommen und sein Hut lag am Wasser.“

Rupert schüttelte den Kopf.

„In den Wasserfall? Wie denn? Er war ganz nüchtern und der Wasserfall liegt ja ein gut Stück weiter oben. Der Weg macht da eine starke Biegung seitwärts in die Waldung, da kann selbst im Dunkeln niemand ins Wasser gerathen.“

„Wenn man ihm nicht hineinhilft!“ stieß Jakob mit heiserer Stimme hervor; „Du sagst die Wahrheit nicht, Rupert! Wenn der Burkhard im Wasser gefunden wird, wenn er nicht doch noch nach Hause kommt, dann sag' ich Dir's ins Gesicht, daß Du Deinen eigenen Bruder erstochen und ins Wasser geworfen hast!“

Ruperts Augen starnten mit gläsernem, hohlem Blick in das hochgeröthete Gesicht des Otterhofbauern; wie Angst und Schrecken sprach es aus diesen Augen und wie gelähmt erschien auf Augenblicke seine ganze Gestalt. Dann aber sprang er auf, und in fiebernder Hast, ohne ein Wort zu reden, riß er seine an der Wand hängenden besseren Kleidungsstücke von dem hölzernen Kleiderrechen herunter und schleuderte alles in die Kiste, die seine sonstigen Habseligkeiten enthielt. Dann nahm er die Kiste wie eine Feder auf seine Schulter, stieß den Otterhofbauer zur Seite und trat unter die Thür. Dort aber blieb er stehen, und mit unheimlich aus dem bleichen Gesicht herausblitzenden Augen rief er zurück: „Ich geh' nach Hause, Bauer! Wo man mich für einen Bruder mörder hält, bleib' ich nicht!“

„So geh!“ sagte Jakob in hartem Tone, „ich halte Dich nicht!“

Rupert ging ohne weiteren Gruß hinaus, aus dem Hause, aus dem Hofe; er warf keinen Blick auf Ewas erhelltes Fenster, nur auf die Dreischmaschine warf er einen, deren rauchloser Schlot drohend in die Nacht hineinragte und vor der die Pferde geduldig standen, auf das Anschirren wartend. Ihn ging das nichts mehr an. Auf der finsternen Landstraße kamen ihm Bauern aus Dudenföth eiligen Schrittes entgegen, sie trugen große Stangen und Laternen; er drückte sich seitwärts in den tiefen Graben und ließ sie vorüberziehen, ebenso den Arzt in seinem Korbwägelchen und den Gendarmen, der in kurzem Galopp auf Wieselsbach zusprenkte.

„Sie wollen den Burkhard suchen,“ murmelte Rupert halblaut vor sich hin. „Ob sie ihn im Wasser finden werden?“

Er dachte nicht daran, sich den Suchenden anzuschließen. Seine Wunde schmerzte furchtbar, Fieber verwirrte ihm die Sinne, so daß er, als die Kiste ihm zu schwer wurde, dieselbe ohne weiteres auf der Landstraße stehen ließ. So kam er in tiefer Nacht auf dem Moorheidehof an.

Am andern Morgen wurde Burkhards Leiche im Wasser gefunden; er hatte eine klaffende Wunde am Kopfe und noch viele am Körper. Am Abend, einem trübem, regenschwerem Herbstabend, erschien der Gendarm auf dem Moorheidehof und verhaftete Rupert wegen dringenden Verdachtes, daß er den Burkhard im Streit erstochen und die Leiche in den Wasserfall geschleppt habe.

Eine gebrochene, wankende Greisengestalt begleitete den bleichen, finstern dreinschauenden Rupert zum Leiterwagen, auf welchem dieser neben dem Gendarmen zur Stadt fahren sollte. Es war der Moorheidler, der unter der Wucht des so plötzlich über ihn gekommenen furchtbaren Geschicks bis zur Unkenntlichkeit gealtert war. Seine Hände zitterten, als er des Sohnes Hals zum Abschied umklammerte, aus seinen sanften Augen strömten die Thränen unaufhaltsam. Er küßte Rupert mehrere Male, stand lange an dem in den Angeln niederhängenden Hofthore und schaute dem Leiterwagen nach, der durch die feuchten Dünste der Moorheide dahinfuhr. In einem der kleinen Giebelfenster des Hauses stand Gertrud und schlüchtete in ihre Schürze hinein.

Die Leute, die im Abendzwielicht dem Wagen begegneten, wichen ihm schen aus und warfen verstörte Blicke auf den regungslos dastehenden Rupert. Man zweifelte nicht daran, daß Rupert des Mordes in der That schuldig, daß der Verlauf seiner Begegnung mit Burkhard so, wie er ihn erzählte, erlogen sei. Warum hatte er anfangs, als die Leute ihn fragten, ob Burkhard ihn verwundet habe, verneinend geantwortet? Warum war er so verstört, so sonderbar gewesen? Und vor allen Dingen, wie sollte Burkhard in den Wasserfall gerathen sein? Ruperts eigne Verwundung sowohl als sein blutiges Messer bewiesen, welchen blutigen Kampf die Brüder dort oben in der Schlucht mit einander ge-

kämpft hatten, da war es nur allzu glaubhaft, daß Ruperts überlegene Kraft seinen Bruder das Leben gekostet hatte. Als aber der Leiterwagen, der den Verhafteten zur Stadt brachte, am Otterhofe vorüber fuhr, stürzte Eva heraus und drückte heftig Ruperts Hand.

„Ich weiß, daß Du's nicht gethan hast!“ rief sie und ihre Augen strahlten im Hochgeföhle, ihre Liebe jetzt bethätigen zu können. „Laß nur die Leute reden und glauben, was sie wollen, ich weiß, daß Du nicht lügst!“

Rupert erwiderte den Händedruck und sagte mit trübem Lächeln und zuckenden Lippen: „Wenn Du nur dabei bleibst, Eva! Wer weiß, was die klugen Leute vom Amt alles herausbringen! Vielleicht brechen und wenden sie's so, daß sie mich zum Mörder machen.“

„Wenn Du Dich nicht selbst dazu machst, das Amt macht Dich nicht dazu,“ sagte der Gendarm streng.

„Komm ins Haus, Eva, daß Dich der Bauer nicht sieht!“ mahnte eine der Mägde ängstlich.

„Sorg' mir für den Vater und für die Mutter, so lang ich fort bin, Eva!“ rief ihr Rupert noch zu.

Der Leiterwagen holperte davon, die dunkelnde Landstraße entlang. In den kleinen Bauernhäusern am Wege erloschen allmählich die Lichter, nächtliche Stille senkte sich auf das Thal, auf die immer mehr in die Ferne schwindenden zerklüfteten Felsmassen des Gebirges; laut und brausend aber schoß in der Tiefe das Gewässer dahin, der Bach aus der Klausenschlucht. (Fortsetzung folgt.)

Die Schlaraffengesellschaft.

Von Schmidt-Weiskensels. Mit Zeichnungen von Werner Zehme.



Von allen Gesellschaften unterhaltenden Zwecks ist die „Schlaraffia“ die einzige, welche eine über die ganze germanische Welt, also außer dem Deutschen Reich, auch über Oesterreich, Ungarn, die Schweiz und Nordamerika sich verzweigende Ausdehnung gefunden und durch die Einheit ihres Charakters wie ihrer Gesetze eine eigenartige Bedeutung gewonnen hat. Denn nicht bloß die Lust an fröhlicher, künstlerisch gehobener Geselligkeit führt die Mitglieder zusammen, die, mehr als dreitausend an der Zahl, in fünfundneunzig Städten ihre Sitze, ihre „Burgen“, haben, sondern sie haben sich auch höhere Ziele gesteckt: die Ausbildung

eines hüf bereiten Gemeingeistes und jenes ritterlichen Sinnes, der über alles Gemeine und Niedrige erhaben ist. Der rechte Schlaraffe soll in seinem bunten Schalksordenskleid sich äußerlich der profanen Welt und ihrem Getriebe wie völlig entrückt, als dreihundert Jahre vor ihr geboren wähnen und mit warmen Herzen edlen Menschentum sich widmen.

So war es gemeint und so wurde es gehalten in dem kleinen Kreise, der sich einst in zwangloser Geselligkeit beim Hofentranke aus Bilsen in Prag zusammenschloß, und so ist es geblieben in dem jetzt über zwei Erdtheile sich erstreckenden Schlaraffenreich mit feiner in die Tausende angewachsenen Mitgliederzählung.

Sagenhaft schon ist der Anfang dieser Schöpfung geworden. Keine Chronik vermöchte ganz zuverlässig einen einzelnen als ihren einzigen Urheber zu bezeichnen. Zumeist waren es Mitglieder des Prager Landestheaters, die zuerst am 10. Oktober 1859 nach der Vorstellung auf Verabredung in einer Bierwirtschaft zusammenkamen und in lustigen Einfällen sich vergnügten. Damals besah jene Bühne unter ihrem Direktor Thome einen stattlichen Bestand an jungen, aufstrebenden Talenten, von denen mehr als eines später zu Ruhm und schönen Erfolgen gelangt ist. Diesen jungen Volk, bei dem theilweis liebgebliebenes Studententum mit künstlerischer Genialität sich vermischt, war das Kneipen helle Lust, und jugendlicher Uebermuth suchte ihm einen idealen Zug zu geben. So entstand dort, was eine so große, ungeahnte Zukunft haben sollte.

Um dieselbe Zeit hatte sich in Prag ein ästhetisch-literarischer Verein unter dem Namen „Arcadia“ gebildet, dem auch mehrere Angehörige des Theaters beitraten. Als aber einmal ein neu angemeldetes Mitglied bei der Ballotage abgelehnt wurde, erklärten in kollegialischen Ehrgefühl die schon aufgenommenen ihr Ausscheiden aus dieser Gesellschaft. Trübsinnig beschlossen sie, aus der erwähnten lustigen Kneiperverbrüderung eine freie Künstlervereinigung zu machen. Ihr Theaterdirektor schloß sich an und zog einen weiteren Theil seines Personals an sich; ebenso wurden neue Mitglieder aus anderen Berufskreisen gewonnen. Die auf solche Weise stätlich verhärtete Gesellschaft taufte sich in absichtlicher Herausforderung gegen die so wählerischen Arcadier unter großem Jubel „Schlaraffia“ und nahm sogleich den

Umzug in ein anderes geräumigeres und besser geeignetes Lokal vor, bei welchem schon schlaraffischer Spas genaugam in Scene gesetzt wurde.

Zoller als zuvor sprudelte es nun von Wit und Humor in dieser Gesellschaft. Mit Feuereifer sorgten einzelne immer an den Abenden der Zusammenkünfte für künstlerisch gehobene Unterhaltung. Die vom Orchester spielten auf, die von der Oper ließen sich in Gesängen hören, die vom Schauspiel gaben Vorträge zum besten; in fröhlichem improvisirten Zusammenwirken wurde manch Possenspiel getrieben, das mehr und mehr steigende Bedeutung bei bestimmten Veranlassungen und sinnbildlichen Gelegenheiten annahm. Zur Grunde lief es auf eine Verpötlung der Eitelkeiten und Lächerlichkeiten dieser Welt durch einen feierlich-närrischen Kultus derselben hinaus. Daher die Einführung eines höchst pompösen Ceremoniells, das namentlich bei der Aufnahme neuer Mitglieder und bei Ertheilung des Rittertitels zur Geltung kam. Ein mittelalterliches Kauderwelsch bildete sich für verschiedene Bezeichnungen von Dingen und Handlungen aus. Gruß, Beifalls- und Zutrinkruf lauteten anders als bei den gewöhnlichen Menschen. Dazu trat ein tomisch-gravitätlich sich bewegendes, mit Schalksmühe stolzendes Ritterthum, sich spreizender Hofwürden- und Reichsambtsdünkel, unfehlbarer Despotismus des Oberschlaraffen als des erwählten primus inter pares und demüthig ehrsüchtiger vollkommener Gehorsam seiner Reichsunterthanen, die er zum Besten des Schatzes in Geldstraten nehmen oder gar ins schauerliche Burgverließ zu Lufken und Matten werfen lassen konnte. Der Uhu wurde als mächtiger und kluger Wächter, auch als Bote der göttlichen Minerva, zum Schutzpatron ertoren und in ausgestopfter Leibhaftigkeit auf hohem Throne zur unbedingtesten Verehrung aller Genossen und Pilger (das waren die eingeführten Gäste) aufgestellt, später sogar eine Zeitlang durch einen lebendigen ersetzt. Ihm galt der erste „Aulagruf“ gleich beim Eintritt in die „Burg“, den Gesellschaftssaal. Als bösem Geist, der Uhns Dienst zu fördern trachte, gab man einem Pökal den Namen „Oho“, und sowie er sein unheilvolles Wirken spüren ließ, beschwichtigte man ihn durch Trankopfer. Chorgesänge wurden gedichtet und komponirt, deren frische Ursprünglichkeit und melodische Eigenart noch heute in allen „Burgen“ weit und breit ihren besitzenden Zauber ausübt.

Der Corpsgeist, welcher gegen die Arcadier die Trübschlaraffen hatte erheben lassen, kräftigte sich durch alle diese heiteren Thaten und Genüsse; er bewirkte eine Bräderlichkeit der Gesinnung, die, wie dreißig Jahre es beweisen haben, nicht von rauch verbrauchender, phrasenhafter und schnell in Ermüchtigung verfallender Nüchternheit war, sondern sich auch in förderndem und manchmal ritendem Bestande goldrein bewährt hat. Daraus ergab sich eine hingebende Liebe der Prager Schlaraffen an ihre Schöpfung und ein gerechtfertigter Stolz auf ihre Schalksritterschaft.

Im Anfang des Jahres 1861 hatte eins ihrer Mitglieder den ersten Einsall, all dies Treiben und den Sinn des Schlaraffenthums in die regelrechten Formeln eines Reichsstaats, eines „Epiegels“, zu fassen, und mit dessen Annahme erhielt die Schlaraffia ihre stehende Organisation und trat in ein gesetztes Vereinsverhältniß. Im wesentlichen ist dies Staum bis heute maßgebend für alle Erweiterungen geblieben, welche die Gesellschaft erfuhr.

Dasselbe Mitglied der „Praga“, wie sich im besondern die Schlaraffia jener Stadt nannte, rief dann nach seiner Uebersiedelung nach Berlin dafelbst im Oktober 1865 eine neue



Die Verneigung des „einreitenden“ Schlaraffen vor dem Uhu.

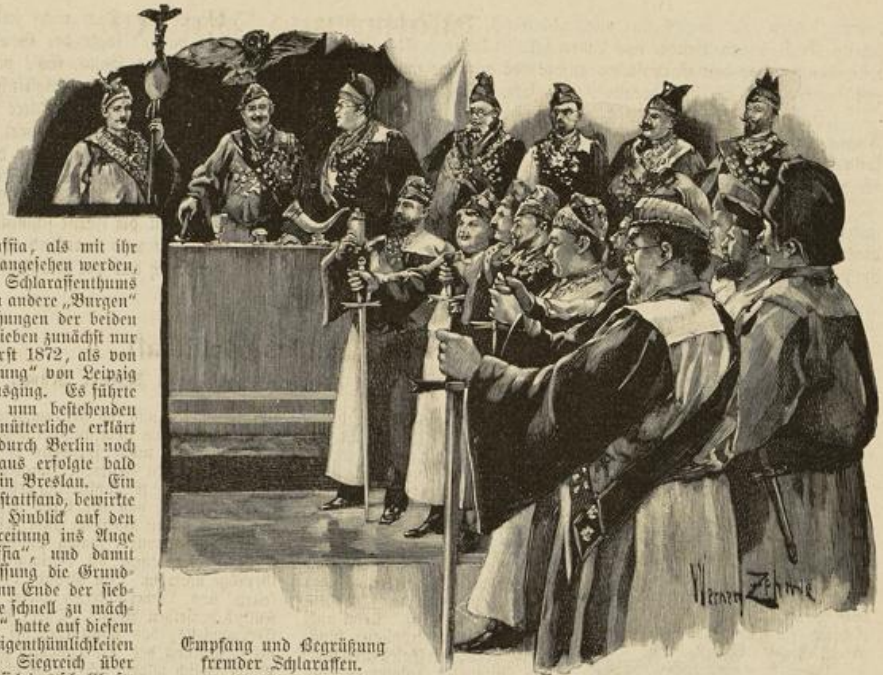
Schlaraffia ins Leben, deren Verfassung es nach den Grundfäden der Prager ausarbeitete, wenn auch in anderen Formen der Regierung. Es gab daher in der „Verolina“ anstatt dreier erwählter Oberschlaraffen einen „Mitado“ als persönlichen Vertreter aller Weisheit in den „Sipungen“, d. h. den immer parlamentarisch geleiteten gefelligen Zusammenkünften, und einen natürlich allmächtigen Reichskanzler in der japanischen Benennung eines „Taitun“, als Abzweigung der Prager Schlaraffia, als mit ihr eins, konnte die Verolina damals nicht angesehen werden, da überhaupt an eine Verbreitung des Schlaraffeniums als einer einmütigen Genossenschaft in andere „Burgen“ noch nicht gedacht wurde. Die Beziehungen der beiden Schlaraffenreiche in Süd und Nord blieben zunächst nur rein persönliche. Anders wurde es erst 1872, als von Berlin ein Apostelthum zur „Eroberung“ von Leipzig für die Sache des Schlaraffeniums ausging. Es führte dies zu einer Verbindung der drei nun bestehenden Reiche, von denen Praga als das mitterliche erklärt wurde. Auch in Graz entstand 1872 durch Berlin noch ein neues Reich, und von Leipzig aus erfolgte bald danach die Gründung eines solchen in Breslau. Ein Konzil, das im Jahre 1875 zu Leipzig stattfand, bewirkte eine Umarbeitung des „Spiegels“ im Hinblick auf den entstandenen und eine weitere Ausbreitung ins Auge fassenden Föderatibund „Allschlaraffia“, und damit wurden im Geiste der Prager Verfassung die Grundmannern zu dem Bau gezogen, der dann Ende der siebziger und anfangs der achtziger Jahre schnell zu mächtiger Größe aufwuchs. Die „Verolina“ hatte auf diesem Konzil ihre berechtigten japanischen Eigenhümlichkeiten dem neuen Bundespiegel geopfert. Siegreich über manche philisterhafte Vorurtheile erhob sich das schallhohle Banner Uhu! auf den Zinnen von immer mehr Burgen in Deutschland und Oesterreich, dann in der Schweiz und in Ungarn, endlich auch jenseit des Ozeans in New-York, Chicago und San Francisco. Jede dieser neuen Gründungen mußte durch einen Schlaraffenritter durchaus nach den Vorschriften des Konzilsiegels und Ceremoniells erfolgen; sie mußte durch ihn dasjenige Mutterreich zugewiesen erhalten, welches während des vorgeschriebenen Probejahres der „Kolonie“ deren Erziehung überwachte und nach Vollendung derselben die Bestätigung bei „Allmutter Praga“ beantragte, wodurch die Kolonie erst ein in den Verband eingefügtes „Reich“ wurde. Jeder Schlaraffe ist denn auch Mitglied des Bundes Allschlaraffia und in allen Reichen des „Weltalls“ als Ritter zur Sassenchaft berechtigt.

Auf den alle fünf Jahre sich wiederholenden Konzilien und in allen Reichen des „Weltalls“ als Ritter zur Sassenchaft berechtigt. Auf den alle fünf Jahre sich wiederholenden Konzilien und in allen Reichen des „Weltalls“ als Ritter zur Sassenchaft berechtigt. Auf den alle fünf Jahre sich wiederholenden Konzilien und in allen Reichen des „Weltalls“ als Ritter zur Sassenchaft berechtigt.



Oberchlaraffe.

fünfundzwanzigjährige Jubiläum, womit die Praga 1884 den Reigen stolz eröffnen konnte, mit allem schlaraffischen Hofstaatspomp in Scene zu sehen und den aus allen Reichen Geladenen eine schöne Gastfreundschaft zu erweisen. Großartig hat neuerdings die Verolina zur dreitägigen Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Jubiläums in den unteren Räumen des Kaiserhofhotels geboten. Die Abbildungen, welche wir bringen, führen einiges von der stehenden Ausschmückung der „Burg“ vor, in welcher die Berliner Schlaraffen „sitzen“, und von den Gebräuchen dieses fröhlichen Ritterordens in jener Zeit. Da ist das Reichswappen der Verolina mit dem Datum ihrer Gründung und dem Schildspruch, der Allschlaraffia gehört: „In arte voluptas“, „die Kunst ein Vergnügen!“ Von Palmen umkränzt ist das Gesamtbild ihrer Verstorbenen mit deren photographischen Porträts. „In Ahalla!“ so heißt es von den aus diesem Leben Abgerufenen, denen feierlich das „Trauerkult“ nachgerufen worden ist. Die Vereinerung vor dem in jeder Burg thronenden Uhu ist, wie erwähnt, die



Empfang und Begrüßung fremder Schlaraffen.

erste Pflicht des „einreitenden“ Schlaraffen. Auf seinem Thron ist einer der Oberschlaraffen, welcher „fungirt“, in seiner „Rüstung“ zu sehen; auf dem größeren Bilde erblicken wir ihn und seine beiden „Amtsbrüder“ mit dem ganzen erlauchten Hofstaat, Kanzler, Ceremonienmeister, Schatzmeister, Marschall, Zunftmeister, Mundschent, Truchseß, auch dem Hofnarren, damit beschäftigt, die vorgeführten fremden Ritter würdig zu begrüßen. Etwa 350 Schlaraffen aus etlichen fünfzig Reichen waren in der großen Festhalle der Verolina beisammen, in welcher unter rauschender Musik der pompöse Aufzug und „Chorenritt“ vor der „Allmutter Praga“ stattfand, in der bei perlendem Fikener „tapfer geschöpft“ wurde, „die ganze Nacht“ heitere und weisvolle Vorträge poetischer, musikalischer und dramatischer Art sich in überreicher Fülle drängten und Chorgesänge die aufs prächtigste geschmückten Räume durchbraunten.

Ein Nummernschanz! Aber getragen von dem Geiste harmloser Lust, geweiht den Genien der Poesie und Kunst, darf er wohl als etwas Einziges in seiner Art gerühmt werden. Alt sind manche in seinem Kultus geworden und in treuer Begeisterung mit jungem Sinn ihm ergeben geblieben. Gebildete verschiedenster Berufsklassen haben sich mit Herz und Mund zu ihm bekannt, und wer unter den im Kaiserhof so frohmütig Sippenden auch an die hundert graue Köpfe mit leuchtenden Augen gesehen, alte Herren von sechzig, siebzig, ja achtzig Jahren mit dem bunten Helm auf dem Haupt, der mußte sich sagen, daß dies Schlaraffenium das Zeug in sich trage, deutsche Männer in der ganzen Welt zu edler Brüderlichkeit zusammenzuschließen und einem idealen Zuge in unserem Zeitalter frohmütig und siegreich zu folgen.



Ahalla.

Blätter und Blüten.

Frauen-Dank. Gleich nach dem Hinscheiden der Kaiserin Augusta am 7. Januar d. J. war in den Kreisen des „Vaterländischen Frauenvereins“ der Gedanke angeregt worden, den Gefühlen der unvergänglichen Verehrung und Dankbarkeit gegen die edle Frau, die treue Beschützerin aller deutschen Frauenvereine, die eifrige Fördererin aller Werke der Nächstenliebe, einen sichtbaren, dauernden Ausdruck zu geben. Und wie sich erwarten ließ, ist dieser Gedanke auch auf fruchtbaren Boden gefallen. Eine ganze Anzahl Vereine, der „Bayerische Frauenverein“, der „Sächsische Albertverein“, der „Württembergische Wohltätigkeitsverein“, der „Badische Frauenverein“, der „Hessische Alice-Frauenverein“, das „Patriotische Institut der Frauenvereine im Großherzogthum Sachsen“ und der „Medlenburgische Marien-Frauenverein“ vereinigten sich mit dem „Preussischen Vaterländischen Frauenverein“ in dem Beschlusse, eine Sammlung zu veranstalten, deren Ergebnis unter dem Namen „Frauen-Dank“ der Kaiserin Auguste Victoria überreicht werden soll. Die Absicht ist, die Erträge der Sammlung mit der von der vereinigten Kaiserin Augusta zur Feier ihrer Goldenen Hochzeit im Jahre 1879 begründeten Stiftung „Frauentrost“ zu vereinigen und so dieser hochherzigen Stiftung, deren Bestimmung es ist, die Frauenvereine unter dem Hohen Kreuz in der Ausföhrung ihrer gemeinnützigen Bestrebungen zu unterstützen, neue Mittel zuzuföhren.

An alle Frauen und Jungfrauen unseres Deutschen Vaterlandes ergeht nun der Aufruf, zu diesem nationalen Liebeswerke nach Kräften beizutragen. Und damit nicht die Keinen Scherlein schüchtern zurückzusehen brauchen, damit die Stiftung wirklich aus den breitesten Schichten des Volkes, nicht bloß aus dem Lebergschiffe einiger Reichen herorgehe, ist ausdrücklich die Grenze der Beiträge von 10 Pfennig bis zu 10 Mark festgesetzt worden. Als Sammelstellen dienen die obengenannten Vereine mit ihren Verzweigungen. Für diejenigen aber, welche keine Gelegenheit haben, mit einem solchen sich in Verbindung zu setzen, also insbesondere für unsere deutschen Frauen und Mädchen in Auslande, sei bemerkt, daß das Banthaus von F. W. Krause u. Komp., Berlin, Leipzigerstraße 45, zur Entgegennahme von Beiträgen gerne bereit ist. Nur mußte darauf geachtet werden, daß Sendungen an dieses eine genaue Bezeichnung ihres Zweckes tragen, damit keine Verwechslungen vorkommen.

Schön und jung zu bleiben. Das ist ein uralter Wunsch der Menschheit. Die Sage vom Jungbrunnen war in verschiedenem Gewande allen Völkern bekannt, und in allen Herzen erwacht die Sehnsucht nach der entflohenen Jugend, wenn der erste Schneefall unsere Haare bleicht und das erste weiße Haar etwas wie ein fernes Echo des Trappistenpredigers: „Bruder, bedenke, daß du sterben mußt!“ in unserer Seele weht. Die Philosophie tröstet uns, indem sie das Greisenalter, das die Stürme der Leidenschaft nicht kennen soll, verklärt, aber ihre Lehren finden nicht immer Befenner, die meisten Menschen würden auf Unsterblichkeit ohne Jugend verzichten, um nur das Los des Tithonos nicht zu theilen, dem die Götter auf Flehen der Göttin der Morgenröthe die Unsterblichkeit schenken, dabei leider aber vergaßen, ihm die werthvollere Gabe der ewigen Jugend mit zu spenden. Tithonos schrumpfte beinahe zu einem zusammen, daß ein mitleidiger Gott ihn in eine Citadelle verwandelte. Im Mittelalter suchten die Menschen nach dem Stein der Weisen, der verjüngende Kraft besäßen sollte, später zogen Charlatane wie Cagliostro und Graf von St. Germain Nutzen aus der Sehnsucht der Weltkenden — und selbst in unserem aufgethärten Zeitalter beschäftigt man sich mit Verjüngungskuren.

Die Wissenschaft selbst hat sich engere Schranken gezogen: sie hat längst den Jung- und Schönbrunnen entdeckt, soweit er in der vergänglichsten Welt erreichbar ist. Sie spricht von der Hygiene, welche ein frühzeitiges Krank- und Weltwerden verhüten soll. „Lebt naturgemäß, meidet Knochenerkrankungen, glaubt nicht den Geheimmittelträmern, die euch Giftpomaden anbieten, und ihr werdet lange leben und lange schön bleiben“, das ist ihr Rezept!

Wie viel Artikel in Zeitungen, wie viel Bücher sind schon darüber geschrieben worden! Es scheint beinahe gewagt, die Leser und namentlich die Leserinnen von neuem mit Belehrungen über die Pflege der Haut, der Haare und der Zähne zu belästigen, und doch weiß der Arzt, daß es nöthig ist, denn viele werden krank in dem Bestreben, sich schön zu machen! Viele gute Bücher werden nicht zu Ende gelesen, weil sie zu trocken, zu pedantisch geschrieben sind. Namentlich die Frauen möchten über solche Fragen nur plaudern, anstatt gründliche Auseinandersetzungen hören zu müssen. Diesen Ton trifft ein italienisches Büchlein „Die Hygiene der Schönheit“ von Paul Mantegazza, das in einer deutschen Uebersetzung erschienen ist (Verlag von Heinrich Mey, Königsberg i. Pr.). Es ist eine anregende Plauderei über die Kunst, die Schönheit zu erhalten, und aus der Plauderei ergeben sich die wichtigsten Regeln von selbst.

Die Rathschläge Mantegazzas sind leicht zu befolgen. Um das frühzeitige Ergrauen der Haare zu verhüten, soll man nur folgendes thun: „Vermeide alles Uebermaß, das den Organismus schwächt. — Sei immer zufriedenen Herzens. — Bürste und reinige oft den Kopf. — Gieß nie einen Pfennig für Pomade oder kosmetische Mittel aus, die als wirksam gegen das Erbleichen der Haare angepriesen werden. Schneide das Haar häufiger als gewöhnlich, sobald es anfängt grau zu werden.“ „Manche reißen sich“, fährt er dann fort, „die grauen Haare aus, so lange es nur wenige giebt; doch will Brown-Sequard beobachtet haben, was aber noch weiterer Bestätigung bedarf, daß, sobald ein graues Haar ausgerissen wird, an derselben Stelle gleich drei oder vier andere erscheinen. Das erinnert mich an den Gebrauch einiger Pferdehändler, die, um ihre Pferde mit einem weißen Stern auf der Stirn zu sieren, an einer und derselben Stelle beständig Haare ausreißen.“

Mantegazza bespricht auch ausführlich die Kleidung und widmet u. a. dem Frauenhut folgende Worte:

„Dem Frauenhut ist es überflüssig zu sprechen, denn er ist ein Ding, das nicht vorhanden ist oder dem Reich der Archäologie angehört. Der Frauenhut der Gegenwart ist eine Ausstellung von künstlichen Blumen

oder Pflanzen, von Vögeln oder nachgebildeten Früchten, oder er ist ein falscher Hof oder ein Neg oder sonst etwas, nur kein Hut.“

U, warum nimmt unser heutiges etwas Geschlecht nicht wenigstens jene braven Frauen zum Vorbild, die Ende vorigen Jahrhunderts ihren Kopf in kleine Gärten umwandeln, in denen lebende Pflanzen wachsen und natürliche Blumen aufwachen? Es wäre das immer besser, als den Kopf zu einem Museum der Vogelkunde oder zu einer Leichenhalle zu machen. Lesen wir, was die Frau Baronin von Oberkirch imtern 6. Juni 1782 in ihren Memoiren schreibt:

„Ich mußte mich freieren lassen und in Staat werfen, um mich nach Versailles zu begeben. Diese Hofweilen dauern eine Ewigkeit, und der Weg von Paris nach Versailles ist sehr mühsam, besonders wenn man achtsagen muß, daß die Unterböde und Kalkenäume nicht ruiniert werden. Ich wollte zum ersten Male einen Kopfputz versuchen, der sehr unbecommt, aber sehr in Mode war; einige platte und der Form des Kopfes entsprechende gebogene Plättchen, die etwas Wasser enthielten und in welche sodann natürliche Blumen mit ihren Stengeln hineingesteckt wurden. Das gelang nicht immer, aber wenn es gelang, war es doch etwas Schönes. Der Frühlings auf dem Kopfe, inmitten des schneeweißen Putzes, das war von besaubernder Wirkung.“

Die Frauen werden die Hygiene der Kleidung nach Mantegazza nicht verwerfen, denn er stellt den Satz auf: „Das Weib mag sich schmücken, der Mann soll sich kleiden.“ Auch die Vollenen werden mit ihm zufrieden sein, denn er führt den Ausspruch Shakespeare an, daß im Fianell eine Art Zauberkrast stehe, und sagt: „Wolle und weiße Farbe, in diesen Worten sind drei Viertel der Hygiene der Kleidung enthalten.“ Ebenso muß er die Schneider auf seiner Seite haben; denn er lehrt ja: „Mit dem Schneider ist's wie mit dem Arzt: er darf nur so selten wie möglich gewechselt werden.“

Für Salben, Pomaden, Balzwasser zc. wird man vielleicht in anderen Werken neuere und mitunter bessere Anweisungen finden; bessere Grundzüge der Hygiene der Schönheit aber gewiß nicht, und darum dürfte auch die Vertiefung in das Büchlein, ein Plauderbüchlein bei dem Florentiner Professor Mantegazza, für alle, die in Betreff ihrer Schönheit konservativ gesinnt sind, nicht nur unterhaltend, sondern auch nützlich sein.

J. G. Fischer, der Nestor der schwäbischen Dichter, dessen gemüthreiche und stimmungsvolle Poesien unsern Lesern wohl vertraut sind, hat an seinem späten Lebensabend den Verlust der geliebten Gattin zu beklagen, und seinem Schmerz wie die theure Einschlafene giebt er in den folgenden Strophen einen ebenso ergreifenden wie hochpoetischen Ausdruck.

Der Gattin Tod.

Nun liegt du im Grabe mit ihm vereint,
Deinem Erstling, den du so heiß bewiebt.

Was ihr redet zusammen — ach wer weiß?
Die Todten schlüpfen und hören leis.

Nur wir Armen, o Gott, die da oben geh'n,
Wir dürfen kein Wort von euch versteh'n.

Ich gebe dein Lager um und um,
Das verlass'ne — wie still! wie todtstumm!

O ein Wort nur, du einziges Lebensglück!
Doch mein eigenes Wort nur halt zurück.

Mich fragen die Wände durchs ganze Haus:
Wie gehst du nur selbst noch ein und aus?

Die Blumen vorm Fenster schau'n herein:
Wo mag denn heute die Sonne sein,

Die wir da drinnen so oft geh'n
Mit den Himmelsängern vorübergeh'n?

O arme Blumen, die schied so weit,
Daß ich weine und weine die ganze Zeit.

J. G. Fischer.

Ein Geschichtswerk von Karl Wiedermann, das einen Abschnitt der neuen oder neuesten Geschichte behandelt, wird immer willkommen heißen werden, einmal weil der Verfasser durch seine lange parlamentarische Laufbahn oft in der Mitte der Ereignisse stand und mit hervorragenden Persönlichkeiten in nächste Berührung kam; dann aber auch, weil die Darstellungskunst Wiedermanns frei von jeder Manier, durchaus verständlich und volksthümlich ist. Diese Vorzüge hatte schon sein Werk „Dreißig Jahre deutscher Geschichte 1840 bis 1870“ und sie finden sich nicht minder in der „Ergänzung nach rückwärts“, die er jetzt demselben hinzugefügt, in der Schrift „1815 bis 1840. Fünfundsanzig Jahre deutscher Geschichte“, welche in zwei Bänden vorliegt (Dresden, S. Schottländer).

Wir erfahren zunächst aus dem Werke, wie der Wiener Kongress über das Schicksal der Völker verfügte. Von besonderem Interesse sind die Verhandlungen über die sächsisch-polnische Frage; die Charakterköpfe der hervorragenden Diplomaten sind ungezwungen in die Schilderung der Vorgänge eingefügt; wir sehen, wie aus verschiedenen Entwürfen heraus sich die deutsche Bundesakte gestaltete. Dann wird eine kurze, aber sehr lebendige Schilderung des Krieges von 1815, der Schlachten bei Wagram und Belle-Alliance eingeschoben. Wir wenden uns darauf den inneren Vorgängen in Deutschland zu: der Gründung der Burschenschaft, dem Wartburgfest, der Ermordung Kohebus durch Sand und der rückläufigen Bewegung, welche dem studentischen Aufschwung folgte und ihm ein jähes Ende bereitete.

Die preussische Kamarilla, welche den Sieg über den widerstrebenden Staatskanzler von Hardenberg davontrug, wird in ihren Hauptakteuren und in ihren eifrigsten Schergen geschildert. Es ist eine Zeit, welche noch

